This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

[illegible] A 139

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

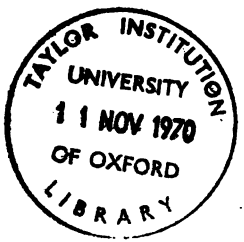
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zwölfter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Geschichtchen
für
meine Tochter.

Von Bouilly.

Frei übersetzt
von
August von Kotzebue.

Erster Theil.

Wien, 1842.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem

liebenswürdigen Fräulein

Tascha Ferse n

gewidmet

zur freundlichen Erinnerung

an den,

der mehrere Jahre so glücklich war, sie seine Pflegetochter zu nennen.

Kotzebue.

Vorrede
des
Ueberſetzers.

Ich glaube, allen Eltern, die Töchter haben, mit dieſem Büchlein ein angenehmes Geſchenk zu machen; denn es enthält die trefflichſten Lehren im anmuthigſten Gewande. Der Verfaſſer — dem deutſchen Publikum hinreichend bekannt durch ſeinen Waſſerträger, und mehrere, dieſem ähnliche, unterhaltende dramatiſche Produkte — iſt Einer der liebenswürdigſten Menſchen, die ich in Paris habe kennen lernen. Ich kenne auch ſeine holde Tochter, für welche dieſe kleinen Erzählungen geſchrieben ſind. Ich bin oft Zeuge von Bouilly's väterlicher und wohlverdienter Zärtlichkeit geweſen. Das viele Gute, welches dieſes Büchlein gewiß ſtiften wird, möge dem wackern Manne den reinſten Genuß bis in's hohe Alter gewähren!

Ich habe nicht ſklaviſch überſetzt, ſondern nur dem Geiſte meines Freundes mich anzuſchmiegen, und bisweilen eine gewiſſe franzöſiſche Redſeligkeit zu vermeiden geſucht. Vor allen Dingen war ich bemüht, einfach zu ſchreiben, wie es dem Verfaſſer und mir paſſend für das Alter ſcheint, dem dieſe Blätter beſtimmt ſind.

Der Ueberſetzer.

Geschichten
für
meine Tochter.

Erster Theil.

Einleitung.

Geſchichtchen — wer unter uns macht deren nicht bisweilen? — auf dem Lande zum Zeitvertreib; in den Zirkeln der großen Städte, um Aller Blicke auf ſich zu ziehen; ſelbſt in Gefängniſſen, um Feſſeln zu erleichtern. Geſchichtchen erzählt man dem leidenden Greiſe, dem weinenden Kinde, dem brummenden Herrn, dem drohenden Gläubiger. Da habe ich zu mir ſelbſt geſagt: warum denn nicht auch ich meiner Tochter? Mit ihr plaudernd will ich verſuchen, ihr das Peinliche des Verweiſes, die Scham des Vorwurfes, den Schmerz der Reue zu erſparen, will verſuchen, ihr unbewußt, ihren Geſchmack, ihre Gewohnheiten, ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden. Der finſtere Lehrer verliert oft die Frucht ſeines Unterrichtes, während der Erzähler, der das Gängelband verſteckt oder damit ſpielt, die Aufmerkſamkeit feſſelt, und ſo gelingt es dieſem auf einem Umwege, der den Zögling nie ſtutzig macht, einem Laſter vorzubeugen, einen Fehler zu beſſern, eine Lächerlichkeit anzudeuten.

Darum habe ich unternommen, meiner Tochter Geſchichtchen zu dictiren, in denen ſie bisweilen ſich erkennen ſollte. Aber um der kindiſchen Faſſungskraft ſich ganz zu

bemächtigen, sie nach Gefallen zu leiten, ist nicht genug, daß man dem Kinde nur darstelle, was ihm noch mangelt, man muß zugleich ihm freundlich vorrechnen, was es schon geleistet hat. Die Eigenliebe weckt das Vertrauen; indem man gute Eigenschaften lobt, erlangt man das Recht, Fehler zu tadeln. Auch habe ich oft, während dem Dictiren, bei dieser oder jener interessanten Episode die Augen meiner Kleinen funkeln sehen, weil sie mir den Stoff dazu geliefert; sie erröthete, sie stampfte heimlich mit den Füßen, wenn ich einen Fehler schilderte, den sie sich zu Schulden kommen lassen; sie sah mich auch wohl an und sagte: Du hast mich getroffen.

Um diesen Zweck zu erreichen, der, nach meiner Meinung, die glücklichsten Wirkungen hervor bringen muß, war ich vor allen Dingen bemüht, Alles zu vermeiden, was nach Gelehrsamkeit oder Schulmethode schmeckte; ich wählte den einfachsten Stil; ich drang nur sanft und stufenweise in das junge Herz, das ich bilden wollte; ich bediente mich blos solcher Ausdrücke, die dem kleinen Neuling selber in die Feder geflossen sein würden, wenn er die verschiedenen Scenen hätte beschreiben wollen, durch deren Darstellung ich seinen Erinnerungen liebkosete, oder sein Nachdenken weckte.

Dann glaubte ich, jedem meiner Geschichtchen eine dramatische Handlung geben zu müssen, aber in engen Grenzen, um die Aufmerksamkeit nicht zu ermüden, und

nach und nach entwickelt, je nachdem ich den Eindruck in den Zügen meines interessanten Sekretärs bemerkte. Oft dictirte ich ihr den Titel, ohne noch zu wissen, welchen Weg ich einschlagen, oder wohin er mich führen würde. Ihr Gesicht war meine Magnetnadel; aus diesem lernte ich, ob es Zeit sei einen scharfen Pfeil abzudrücken, der dennoch nicht zu tief verwunden würde, oder durch einen muntern Zug das Gemälde freundlicher zu machen, wenn etwa eine düstere Träumerei sich unserer zu bemeistern schien; oder endlich um das Gefühl wieder anzusprechen, wenn wir etwa lachend vom Wege uns verirrt hatten. Man muß Vater sein, ich fühle es wohl, um alle diese kleinen Einzelnheiten mir zu verzeihen; auch vertraue ich sie nur Solchen, die diesen geheiligten Namen führen; andere vielleicht würden es verschmähen, mich anzuhören.

Meine handelnden Personen habe ich geglaubt aus dem Stande wählen zu müssen, zu dem mein lieber Zögling gehört; nämlich solche, die wohlhabend genug sind um keinen Mangel zu leiden, welchen aber Glück und Rang das oft Unheil bringende Recht versagt haben, mit Glanz aufzutreten. Also unter Gelehrten und Künstlern, Offizieren und Kaufleuten, diesem zahlreichen und ehrwürdigen Theile des Volkes, der die Sitten und den National-Charakter bewahrt, habe ich meine Helden und Meister erkoren. Die Gegenstände, die nicht über unserm Horizonte schweben, ergreifen uns am meisten. Die ersten Blicke der Jugend kann man nicht zu sorgfältig richten;

ja nicht immer tiefer als der Platz, den das Kind auf der Weltbühne einnimmt, denn das würdigt herab und macht roh; aber auch ja nicht viel höher, denn das blendet und droht Verderben für immer. — —

Ich war entschlossen, diese Geschichtchen in meinem Pult zu verschließen, da ich sie blos als eine von der Vaterliebe eingehauchte Tändelei betrachtete, als einen Versuch ohne literarischen Werth: allein viele meiner Freunde, unter ihnen solche, deren Namen von Gewicht sind, drängen mich, diese Sammlung dem Drucke zu übergeben. Sie lassen mich hoffen, daß man sie mit den gewöhnlichen Erziehungsschriften nicht vermengen werde; sie behaupten, daß die Jugend durch sie ergetzt und belehrt werden könne. Ich scheue mich hervorzutreten, aber dem frohen Gedanken, nützlich zu werden, kann ich nicht widerstehen. So unterwerfe ich mich denn dem Urtheil des Publikums. Möchte es mir günstig sein! Aber vor allen Dingen, möchte das junge Mädchen, welches diese Geschichtchen liest, ausrufen: Der Verfasser war ein guter Vater!

Der Staar.

Unter allen Vögeln, die sprechen lernen, redet der Staar am deutlichsten. »Er kann,« so sagt Büffon, »französisch, deutsch, griechisch, lateinisch nach Belieben lernen, und ziemlich lange Perioden hinter einander hersagen. Seine zarte Kehle fügt sich in jede Biegung, jeden Ton.«

Jakob, der Seifensieder, dessen Bude in einer der Hauptstraßen von Paris an die Mauer eines Hauses sich lehnte, hatte einen jungen Staar aufgezogen, der, obschon er nie aus seinem alten Käfigt von Weidenzweigen kam, doch immer lustig und schwatzhaft seinen Herrn ergetzte, und Alles nachplauderte, was er hörte. »Wo ist Jakob?« fragte bisweilen ein Kundmann, der den Seifensieder nicht in seiner Bude fand. In der Schenke, antwortete der Staar. »Wie viel bin ich Euch schuldig?« wollte ein Anderer wissen. Zwanzig Sous wohl gezählt, rief der Staar. Kurz, des Vogels artiges Geschwätz war in dem ganzen Stadtviertel so bekannt und beliebt, daß die Zahl von Jakob's Kunden sich täglich mehrte; der wackere Seifensieder befand sich wohl dabei und fröhlichen Muthes. Sein Staar und seine Bude waren sein ganzer Reichthum.

Gerade über dieser Bude waren die Fenster eines verdienten Offiziers, dessen einzige Tochter, Flore, ein niedliches Mädchen von zwölf Jahren, den Staar für ihr

Leben gern ſchwatzen hörte, und dem Vater täglich in den Ohren lag, ihn für ſie zu kaufen.

Dieſer ewigen Bitten müde, ließ der Offizier eines Morgens den alten Jakob heraufkommen, und fragte ihn: wie theuer er ſeinen Staar verkaufe? »Meinen Staar verkaufen!« rief der Seifenſieder, »nein, gnädiger Herr, das hieße mein Leben verkaufen. Er lockt mir die Kunden; um ſeinetwillen kommen die hübſcheſten Mädchen aus der Nachbarſchaft in meine Bude; ihm verdank' ich meine Liederchen, meine luſtigen Einfälle, meine Geſundheit, mein Glück. All Ihr Gold, gnädiger Herr, würde nicht hinreichen, mir meinen Staar zu bezahlen.«

»Hörſt du?« ſagte der Vater zu ſeiner Tochter, »dieſer wackere Mann will ſich nicht von ſeinem Vogel trennen, und ich kann es ihm nicht verdenken.« Fröhlicher als jemals kehrte Jakob in ſeine Bude zurück, denn er war mit ſich ſelbſt zufrieden, daß ſein lieber Staar ihm nicht feil geweſen, und der Vogel ſchien in dieſem Augenblicke ihm ſeine Zuneigung vergelten zu wollen, indem er die von den Kunden aufgeſchnappten Worte: Jakob iſt ein braver Mann eben jetzt recht oft wiederholte. Indeſſen erfuhr der Seifenſieder bald nachher durch einen Bedienten des Offiziers, daß Flore noch immer ein großes Verlangen nach dem Vöglein trage, und da gerieth er auf den Einfall, ihr den Staar verhaßt zu machen. Er lehrte ihn nämlich mehrere Worte, welche Beziehung auf den Charakter

und die Gewohnheiten des Mädchens hatten, wie sie von den Leuten im Hause ihm waren verrathen worden. Warum ihretwillen ein Bedienter ausgescholten worden, gleich mußte sie am andern Morgen, wenn sie heraus auf den Balkon trat, den Vogel unten rufen hören: Flore ist boshaft! Flore ist boshaft! Hatte sie ihren Vater belogen, dessen Güte und Vertrauen mißbraucht, alsobald ließ der Vogel sich vernehmen: Flore hat gelogen! Flore hat gelogen! Kurz, jedesmal, wenn sie Böses gethan, konnte sie darauf zählen, von dem Staar einen Verweis zu empfangen, der ihre Eigenliebe tief verwundete.

Was Jakob vorausgesehen, traf zu; so heftig Flore den Vogel zu besitzen gewünscht, eben so heftig war er ihr nun zuwider. Sie klagte bei ihrem Vater über die Verwegenheit des Seifensieders, und verlangte, er solle für seine Unverschämtheit gezüchtigt werden. In demselben Augenblicke rief der Vogel: Flore ist boshaft! Flore ist boshaft! »Da hören Sie es!« schrie sie erbittert, »nein, Sie werden nicht länger dulden, daß man Ihre Tochter so beschimpft. Mir geht es nicht allein so; auch gegen Sie, mein Vater, ja gegen Sie selbst —«

Hier unterbrach sie der Staar mit seinem Flore hat gelogen! Flore hat gelogen! Dieses Wort zu rechter Zeit, welches freilich nur der Zufall dem Vogel in den Schnabel legte, trieb ihren Zorn auf's Höchste, öffnete aber auch zugleich dem Vater die Augen. Er unterdrückte seinen

Unwillen, nahm sich aber insgeheim vor, aus diesem wunderlichen Abenteuer Nutzen zu ziehen. Einige Tage darauf erfuhr er, daß, während seiner Abwesenheit, Florens Amme sie habe besuchen wollen, allein mit einer Gleichgiltigkeit, einem Uebermuth von ihr empfangen worden, die der wackern Frau durch die Seele gingen. In Thränen schwimmend verließ sie das Haus, und nahm sich vor, die Undankbare nie wieder zu sehen, die an ihrer Brust genährt, und während zwei Jahre mit der zärtlichsten Sorgfalt von ihr gepflegt worden.

Marthe (so hieß die gute Amme) hatte ihren Schmerz und ihre Thränen den Leuten im Hause verborgen, um Florens Ruf noch zu schonen, und ihr die Achtung der Bedienten nicht zu entziehen; aber in ihrem Dörfchen erleichterte sie ihr Herz gegen einige Nachbarinnen, die es eben nicht verheimlichten, und so kam es endlich zu den Ohren des Offiziers. Aufgebracht gegen seine Tochter, nahm er heimlich Abrede mit dem Seifensieder, um ihr gelegentlich eine heilsame Lehre zu geben. Eines Tages hatte er große Gesellschaft bei sich. Nach der Tafel drängten sich die Gäste zum Balkon, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Lachen, ihr lautes Gespräch, reizten den Staar zum Plaudern, und er schwatzte alles was er wußte.

Sagte Einer der hübschen Tochter seines Wirthes etwas verbindliches, gleich rief der Staar: Flore ist boshaft! »Welch ein Unverschämter,« fragte ein Anderer aus der Ge-

sellschaft, »darf sich unterstehen, Mademoiselle Floren so zu beleidigen?« »Das ist der verwünschte Staar da unten,« antwortete sie vor Zorn glühend, »täglich schimpft er mich; aber mag er schimpfen! Jedermann weiß doch, was ich werth bin.« Zwanzig Sous wohl gezählt, schrie der Vogel, zwanzig Sous wohl gezählt! Flore biß sich auf die Lippen, ihr Auge funkelte vor Wuth. »Hören Sie wohl,« sagte sie, indem sie sich zu ihrem Vater wandte, »um mir die Lust zu benehmen den Staar zu besitzen, lehrt ihn der Seifensieder täglich neue Beleidigungen, täglich neue Lügen.« —

Marthe hat geweint! unterbrach sie der Vogel sehr deutlich, arme Amme! Bei diesen Worten verstummte Flore plötzlich und erblaßte. Arme Amme! wiederholte der Staar noch lauter, Marthe hat geweint! Flore ist boshaft! zwanzig Sous wohl gezählt.

»Glaubst du,« fragte jetzt der Vater mit einem strengen, forschenden Blicke, »daß der Staar diesesmal lügt?« — »Ach mein Vater!« rief die beschämte Flore, »jetzt erkenne ich, daß Sie es sind, der mich um eines Fehlers willen züchtigt, welcher schon lange mein Herz gedrückt. Offen bekenne ich ihn hier vor aller Welt. Ja, ich habe meine Amme nicht so aufgenommen, wie sie es um mich verdient hat. Ich hoffte, Sie würden meine Undankbarkeit, die ich wieder gut machen wollte, nie erfahren; aber ich danke dem Zufall, der mir Gelegenheit verschafft, Ihnen meine auf-

richtige Reue zu beweiſen. Vergeben Sie mir! und auf der Stelle eile ich in das Dorf zu meiner guten Marthe, um auch ihre Verzeihung zu erbitten. Der Staar iſt mir lieber als jemals geworden, und die bittere, aber heilſame Lehre, die der Seifenſieder mir gegeben, ſoll ihm dankbar vergolten werden."

Hoch erfreut drückte der Vater ſeine Tochter an die Bruſt, und ließ ſogleich einen Wagen vorfahren. Flore eilte in das Dörfchen, erhielt die Verzeihung ihrer guten Amme leicht, und brachte ſie noch an demſelben Tage mit nach Hauſe. Aber wie erſtaunte ſie, als ſie dort den ehrlichen Jakob in einen Haushofmeiſter verwandelt, und im Saale einen koſtbaren Käfich fand, in welchem der wohlbekannte Staar herum hüpfte, der nun nach und nach die Worte lernte: Flore iſt gut! Flore iſt allerliebſt.

Das Körbchen mit Erdbeeren.

Auf dem ſchönen Wege von Paris nach Bagnolet iſt eine anmuthige Wohnung, die Einſiedelei genannt, deren Umzäunung an der großen Straße liegt. Es war in der Mitte des Mai, um welche Zeit jene freundliche Gegend der Hauptſtadt die erſten Erdbeeren liefert.

Laura, die Tochter eines Pariſer Bankiers, der dieſe Einſiedelei bewohnte, ſaß eines Abends ganz allein hinter dem Stacket, und vertrieb ſich die Zeit mit dem Zählen eines kleinen Schatzes, den ſie von ihrem monatlichen Taſchengelde erſpart hatte. In dem Augenblicke, wo ſie tauſend Projekte machte, wie ſie einen, ſeit mehreren Monaten erſparten Louisd'or am beſten anwenden wolle, hörte ſie plötzlich auf der Straße ein Geſchrei, ſah hin und erblickte ein junges Mädchen mit bloßen Füßen, das eben ausgeglitſcht war, und im Fallen mehrere Körbe mit Erdbeeren, die es auf dem Kopfe trug, um ſich her verſtreut hatte. Die arme Babet weinte bitterlich. »Ich Unglückliche!« ſchluchzte ſie, »erſt dieſen Morgen bin ich bei Hans Peter in Dienſte getreten, zum erſten Male habe ich in ſeinem Garten Erdbeeren gepflückt, und ſiehe, da liegt die ganze Frucht ſeines Fleißes. Ich kann ſie nicht bezahlen — Er wird mich fortjagen — mir wohl gar im Dorfe einen böſen Ruf machen — und meine arme Mutter! die Niemanden hat als mich — o meine arme Mutter! was wird aus ihr werden!«

Solche Klagen jammernd las Babet eilig die wenigen Erdbeeren zuſammen, die noch zu retten waren, doch kaum Ein Körbchen füllten; alle die übrigen waren durch

des Mädchens Fall zerquetſcht oder im Staube beſudelt worden. Die rührenden Worte: »meine arme Mutter! was wird nun aus ihr werden!« waren Lauren tief an's Herz gedrungen. »Mein Kind!« rief ſie, indem ſie dem Mädchen winkte, »wie viel waren die Erdbeeren werth, um die du ſo jammerſt?«

»Ach, ſchöne Mamſell!« antwortete Babet, »von ſechs Körben iſt mir nur Einer geblieben. Fünf, zu vier Franken das Stück, denn ſie ſind jetzt noch rar — das macht —« ſie zählte an den Fingern. Zwanzig Franken! rief Laura. »Mag wohl ſo ſein,« ſchluchzte Babet. »Das iſt mehr, als ich in zwei Monaten verdiene. Was werde ich anfangen! o meine arme Mutter!« »Sei ruhig,« ſagte Laura, indem ſie haſtig durch ein Pförtchen herausſchlüpfte, »ich will es wieder gut machen. Gib mir den einzigen Korb, den du noch haſt, und nimm dieſen Louisd'or; das iſt gerade ſo viel, als die ſechs Körbe dir einbringen ſollten. Sage deinem Herrn, du hätteſt ſie Alle auf Einmal in der Einſiedelei verkauft; ſo verliert er nichts, du wirſt nach wie vor deine Mutter unterſtützen, und ich kann unmöglich von meinem kleinen Sparpfennig einen beſſern Gebrauch machen.«

Babet, gerührt, überraſcht, reichte Lauren ihr Körbchen, küßte ihrer Wohlthäterin hundertmal die Hände, küßte das Goldſtück, das von allem Jammer ſie befreite, und trippelte fröhlich heim.

Laura fühlte ſich glücklich und ſtolz, ihr Geld ſo wohl angewandt zu haben. Sie trug das liebe Körbchen in ihr Zimmer, und nahm ſich vor, die Erdbeeren zu eſſen, ein

Genuß, der ihr mit so vollem Rechte zukam, vor allen Dingen aber den Werth ihrer guten Handlung dadurch zu erhöhen, daß sie keinem Menschen ein Wort davon sagte. Allein ihr Vater hatte hinter den Jalousien seines Fensters alles mit angesehen, und bemerkt, daß sie das Körbchen verstohlen weg trug. Sobald sie ihr Zimmer wieder verlassen hatte, holte er die Erdbeeren heraus, und ging in den Saal, wo er die Tochter neben der Mutter mit einer Stickerei beschäftigt fand. Er kündigte beiden an, daß am andern Tage mehrere Freunde bei ihm speisen würden, und unter diesen einige Personen vom Stande, die er gern recht glänzend bewirthen möchte. Während dieses ziemlich langen Gespräches konnte er sich nicht enthalten, seiner Tochter die zärtlichsten Liebkosungen zu erweisen. Kaum war es geendigt, als Laura wieder in ihr Zimmer hüpfte, um ihr Körbchen zu besuchen und einige Erdbeeren zu schmausen, denn es kam ihr vor, als habe sie in ihrem Leben keine schöneren gegessen. Allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Schatz verschwunden fand! — Sie suchte, sie forschte, sie fragte, doch mit Umschweifen; kein Mensch im Hause begriff, was sie wollte. Nur ihr Vater ergetzte sich im Stillen an ihrer liebenswürdigen Verwirrung.

Am andern Tage fanden sich die Gäste in großer Anzahl ein. Es wurde ein herrlicher Nachtisch servirt. Er bestand aus Allem, was der Luxus nur hatte herbei schaffen können, dem seltensten Zuckerwerke, den vortrefflichsten Ananas, und Eis auf italienische Manier zubereitet, und schöne Piramiden von Früchten aller Art; allein Jeder-

mann bemerkte mit Verwunderung, daß keine Erdbeeren da waren, die doch um dieſe Jahreszeit ſo ſehr geſucht und geliebt werden. Laurens Mutter, die das eben ſo wenig begreifen konnte, als die Gäſte, war verdrießlich, daß man ihre Befehle ſo ſchlecht befolgt habe, und wollte ſo eben denjenigen ihrer Leute ausſchelten, dem ſie die Beſorgung übertragen, als ein Bedienter mit Laurens geliebtem Körbchen herein trat, und es mitten auf die Tafel unter die Blumen ſetzte. Als Laura es erblickte, konnte ſie einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken, und ihr holdes Erröthen ließ ahnen, daß in dem Körbchen irgend ein Geheimniß verborgen ſei. Da nahm ihr Vater das Wort, und erzählte das kleine Abenteuer, von dem er ein glücklicher Zeuge geweſen. »Ich habe geglaubt,« ſagte er, »daß ich meinen Freunden keine andern Erdbeeren als dieſe vorſetzen dürfte. Denn wahrlich! ich kenne auf der Welt kein Körbchen, wäre es auch von japaniſchem Porzellan und mit den ſeltenſten Früchten angefüllt, welches mit Babet's von Weiden geflochtenem Körbchen zu vergleichen wäre.« Jedermann drängte ſich herzu, um Lauren zu umarmen, vor Allen ihre Mutter, die für ihr Gefühl keine Worte hatte. Man erſuchte Lauren, die Erdbeeren nun ſelbſt an die Gäſte zu vertheilen; ſie that es mit fröhlichem Herzen, und — ſiehe da — als ſie die letzten Erdbeeren ſammelte, fand ſie auf dem Boden des Körbchens eine Korallen-Schnur, an der ein Medaillon in echte Perlen gefaßt hing, auf dem die Worte eingegraben waren: Babet ihrer Wohlthäterin.

Der kleine ſchwarze Hund.

Georg, der alte Thürhüter eines großen Hotels in Paris, Witwer seit einigen Jahren und kinderlos, hatte in seiner Kammer (oder Loge, wie man den Käficht nennt) keinen andern Gefährten als einen kleinen schwarzen Hund, Colibri, dessen Instinkt und Vernunft seinen ehrlichen Herrn nicht nur die Zeit vertrieben, sondern ihm auch täglich sehr nützlich wurden.

Freilich konnten die Gaben, die Colibri von der Natur empfangen, ihm nur solcher Leute Gunst erwerben, die nicht auf ein glänzendes Aeußeres zu sehen pflegen. Ein langer magerer Leib, krumme Pfoten, ein kurzer Schwanz, zerrissene Ohren, kleine Augen, deren ganze Lebhaftigkeit das zottige rothe, sie bedeckende Haar oft verbarg — so war Colibri's Gestalt beschaffen, und zu allen diesen nicht empfehlenden Eigenschaften gesellte sich oft auch noch ein derber Schmutz, der wiederum einen Geruch veranlaßte, durch welchen Jedermann, nur nicht sein alter Herr, von ihm zurückgeschreckt wurde. Unter den Bewohnern des Hauses befand sich auch ein berühmter Maler, gleichfalls Witwer, und Vater einer einzigen Tochter, Josephine, die in ihr dreizehntes Jahr ging. Sie verband mit der angenehmsten Gestalt einen muntern Geist und lebhaften Witz, aber leider bemerkte man auch an ihr eine Art von Krittlichkeit, die oft sogar in Härte ausartete. Die sämmt-

lichen Einwohner, und vor Allen der gute Georg, machten davon täglich die unangenehmsten Erfahrungen. Nur Josephinens Vater, durch Liebe verblendet, wurde jenen Fehler nicht gewahr, der einer sorgfältigen Erziehung so zuwider und dem Glücke Aller so nachtheilig ist. Man kann leicht denken, daß Colibri, bei Josephinens zänkischer Laune auch nicht leer ausging. Nie hatte er einen Brocken von ihrem Tische erhalten, nicht einmal die dürren Brotrinden, die von ihrem Frühstück übrig blieben. »Das garstige Thier,« pflegte sie zu sagen, »wie es stinkt! fort an die Thür! fort! kusch!«

Das waren die einzigen Liebkosungen, die dem armen Hunde zu Theil wurden, und er konnte noch froh sein, wenn nicht der Besenstiel sie begleitete, denn auch damit war Josephine sehr freigebig.

Unter allen Talenten, die sie übte, war ihr der Tanz das liebste. Sie tanzte mit vieler Leichtigkeit und Grazie, und über ihre ganze Gestalt ergoß sich dann ein holder Ausdruck, der die Fehler ihres Herzens verhüllte. Man umringte sie auf Bällen, ihr Ohr vernahm Lobsprüche, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, sie aber auch bemerken ließen, daß, so reich man auch immer von der Natur ausgestattet sein möge, geliebt zu werden doch unter allen Vorzügen der größte bleibt. Auf einem jener glänzenden Bälle, wo Josephine so gern im Geleite ihrer Grazien herumschwebte, wiederfuhr es ihr, daß sie von ungefähr

sich heftig an einen Sofa stieß und sich ziemlich stark am Fuße verwundete; aber aus Furcht, ihr Vater möchte sie am Tanzen hindern, stellte sie sich als fühle sie nichts. Auch ließen in der That Wärme und Bewegung sie selber nicht bemerken, wie beträchtlich die Wunde sei, und sie fuhr fort, die ganze Nacht hindurch das Fest durch ihr Talent zu schmücken. Aber am andern Morgen, als sie aufstand, fühlte sie einen heftigen Schmerz, den sie noch immer ihrem Vater verbergen wollte, in der Hoffnung, er werde nicht lange dauern. Allein die Anstrengung mehrerer Tage, was sie litt zu verhehlen, machte die Wunde so schlimm, daß sie gar nicht mehr gehen konnte, und nun alles bekennen mußte. Der Arzt wurde gerufen. Er erklärte, ein Nerve sei angegriffen, und es sei zu fürchten, daß die Heilung langsam von Statten gehen werde.

Das war ein Donnerschlag für Josephinen. Sie war schon eingeladen zu so vielen Bällen, hatte versprochen so viele Gavotten zu tanzen, wollte vor allen Dingen mit einem der geschicktesten Tänzer einen niedlichen russischen Tanz versuchen, und — um sie vollends zur Verzweiflung zu bringen — mußten gerade jetzt der Einladungen täglich mehrere kommen; es war als ob man sich verschworen hätte, ihr Unglück ihr recht fühlbar zu machen. Das Uebel nahm noch überhand, bald mußte sie gar das Bett hüten, und befand sich nun in gänzlicher Abgeschiedenheit.

Da erkannte sie, daß nur die Eigenschaften des Herzens Freunde erwerben; daß, wo diese fehlen, man verlassen seufzt. Ihr Vater war eine Zeit lang ihr einziger Tröster. Unter den Bedienten, welche ihre Härte so oft empfunden hatten, war keiner, der zum Trost der Kranken etwas beitragen mochte. Nur der alte Georg, der sie noch in der Wiege gekannt, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sie zu besuchen. Sie litt an diesem Tage gerade mehr als gewöhnlich, und ihre traurige Lage preßte Thränen aus ihren hübschen Augen.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Mamsellchen,« sagte Georg, indem er die Thüre leise öffnete, »ich wollte doch einmal sehen, was Sie machen, und Ihnen den herzlichen Antheil bezeigen, den ich an Ihren Leiden nehme. Ei, ei, Sie sind wohl recht krank?« — »Ja, mein lieber Georg, recht krank,« antwortete Josephine mit einer Sanftmuth, die den alten Mann überraschte und erquickte. »Ihr seid der Erste unter allen Leuten hier im Hause,« fuhr sie fort, »der eine Theilnahme äußert.« »Das macht,« erwiederte Georg mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, »sie pflegen alle vor Mamsellchen zu zittern. Ich selber getraue mich noch nicht recht —«

»Ach ja,« antwortete Josephine, »ich habe es an euch allen verschuldet, aber ich will es wieder gut machen.« »Und ich,« versetzte der Thürhüter, »ich will Ihnen beweisen, daß ich immer an Sie gedacht habe. Ich komme Sie

zu heilen. Ja, wenn Sie ſich mir anvertrauen wollen, ſo ſollen Sie in acht Tagen im Stande ſein, wieder auf den Ball zu gehen.“ „In acht Tagen!?“ rief Joſephine freudig, »guter Georg! wie dankbar würde ich ſein!“

»Dazu iſt nur ein ganz einfaches Mittel erforderlich, das ich vorigen Sommer ſelbſt erprobt habe, als ich in meiner Loge mich ſchwer verwundete.“

»Und welches? geſchwind!“ »Ich ließ,“ fuhr er fort, indem er ſie ſcharf anſah, »ich ließ die Wunde von meinem Colibri lecken, und in wenig Tagen war ich geheilt. Aber vielleicht wird Mamſellchen das arme Thier nicht haben wollen? — es iſt freilich häßlich und ſtinkt auch wohl — überdies hat Mamſellchen es ſo oft geſchlagen, daß ich fürchte, Colibri wird nicht lecken wollen. Solche Thiere haben ein Gedächtniß —“

»Bringt ihn nur her,“ ſagte Joſephine haſtig, »ich will ihn ſo gut füttern, daß er vielleicht die üble Behandlung vergeſſen wird, die ich leider nur zu oft ihm widerfahren laſſen.“ Der Alte gehorchte, und als er die Thür des Vorzimmers öffnete, fand er ſeinen Colibri, der ihn wedelnd erwartete. Aber auf das erſte Zeichen ſeines Herrn, um in Joſephinens Zimmer ihn zu locken, nahm er Reißaus, die Treppe hinab, in die Loge hinein, und kroch unter das Bett, aus welchem Schlupfwinkel man ihn lange vergebens hervor lockte, ſo tief hatten ſich die von

der Kranken empfangenen Schläge in ſein Gedächtniß eingeprägt. Georg konnte ſich nur mit Gewalt ſeiner bemächtigen und mußte ihn hinauf tragen.

Joſephine erwies ihm nun alle möglichen Liebkoſungen, zeigte ihm ihre Wunde, und machte ihm bald begreiflich, daß ſie denſelben Dienſt von ihm erwarte, den er ſeinem Herrn geleiſtet. Das gute Thier, deſſen Inſtinkt es anzuweiſen ſchien, Böſes mit Gutem zu vergelten, fing ſogleich an, aus allen Kräften zu lecken, wiewohl zitternd am ganzen Leibe. Er wiederholte das ſo oft, bis er, in weniger als acht Tagen, Joſephinens Fuß gänzlich geheilt hatte. Da ſtreichelte Joſephine mit naſſen Augen das zottige Fell ihres großmüthigen Aeſkulap, gelobte ihm herzliche Dankbarkeit und hielt Wort. Sie hatte nun gelernt, daß man auch das niedrigſte Geſchöpf nie herabwürdigen muß, und daß oft unter einem häßlichen Aeußern die ſeltenſten und nützlichſten Eigenſchaften gefunden werden.

Die beiden Rosenſträuche.

An einem jener schönen Frühlingsmorgen, wo sich Paris mit allen den Blumen füllt, die in der Gegend umher wachsen, kam Dorlis, ein Kaufmann, mit seinen beiden Töchtern, Anais und Celina, aus dem Pflanzengarten zurück. Sie gingen über den Blumenmarkt, der ein Tempel der Flora schien. Wirklich findet man an diesem lieblichen Orte Alles vereinigt, was Natur und Kunst an seltenen Sträuchern und fremden Pflanzen hervor bringen können. Reichthum und Mannigfaltigkeit der Farben entzücken das Auge, während man in Wohlgerüchen schwimmt.

Anais und Celina, in diesen Zaubergefilden sich bewegend, konnten dem Verlangen nicht widerstehen, an den Frühlingsgaben Theil zu nehmen; sie baten ihren Vater, einer jeden einen Rosenstock zu kaufen. »Gern,« sagte Dorlis, »wählt das Seltenste und Schönste.« Anais, deren Geschmack sehr verwöhnt war, wählte einen jener schönen bengalischen Rosenstöcke, welche den Damen vom großen Ton so wohlgefallen, und deren größtes Verdienst doch nur die Seltenheit ist. Er sollte blühend ein reiches Porzellangefäß füllen, welches ihren Schrank zierte. Celina hingegen war sehr einfach in ihrem Geschmack, verschmähte Prunk und Mode, zog beiden vor, was ein sicheres, dauerhaftes Vergnügen gewährt, und wählte darum auch diesmal einen gewöhnlichen Rosenstock,

der aber für alle Jahreszeiten und mit Knospen bedeckt war, und den sie in einem hölzernen, grün lackirten Gefäße auf ihr Fenster setzen wollte.

Nachdem nun beide Rosenstöcke die ihnen bestimmten Plätze eingenommen hatten, zeigte sich der der ältern Schwester bald im vollen Glanze. Das Treibhaus hatte seine Säfte vorzeitig in Bewegung gesetzt, und er prangte mit vielen fremden Rosen. Anais konnte gar nicht aufhören ihn zu rühmen, und jedem Besuchenden zeigte sie ihn stolz. Celina's einfacher Rosenstrauch hingegen befolgte langsam die von der Natur ihm vorgeschriebene Ordnung. Durch keine fremde Wärme getrieben, zeigte er kaum erst die entstehenden Knospen. Seine nur halb entfalteten Blätter hatten noch keinen andern Reiz, als den der Hoffnung. Auf dem Fenster im hölzernen Kasten lockte er kein Auge, gewährte noch keinen Genuß. Alle Lobsprüche, alle Bewunderung ergossen sich allein über den eleganten bengalischen Rosenstock, der in seinem Porzellangefäß prunkte, und für den schönsten Schmuck des Boudoirs galt.

Aber die Natur duldet nicht ungestraft, daß man ihren Gang beschleunige. Sie scheint solchen Pflanzen und Sträuchern die Kraft zu versagen, sich lange mit den Gaben der Kunst zu schmücken. Man sollte fast glauben, sie wäre eifersüchtig, so schnell verblühen die am sorgsamsten gepflegten Treibhaus-Blumen. Auch der

ſchöne bengaliſche Roſenſtock gewährte nur kurzen Genuß. Seine zweiten Blumen glichen den erſten nicht mehr. Kaum öffneten ſich die Kelche, als auch ſchon die Roſen verwelkten. Viele Knospen brachen gar nicht auf, ſondern neigten ſich welkend. Auch die Blätter fielen ab oder verdorrten, und ehe noch die ſchöne Jahreszeit vorüber war, zeigte ſich der fremde Strauch in der Nacktheit des Winters, unwürdig des ſchönen Porzellangefäßes, deſſen Glanz zuvor durch ihn erhoben wurde. Hingegen entwickelte ſich jetzt, durch die friſche Luft geſtärkt, die ihm auf dem Fenſter zu Theil wurde, Celina's Roſenſtock immer mehr. Seine Knospen öffneten ſich nach und nach, und bald ſtand er mit einer großen Menge Roſen bedeckt, deren Duft den vom ſtolzen Fremdling ausgehauchten an Lieblichkeit weit übertraf; und — was ihm noch den größten Vorzug vor Jenem gewährte — ſeine Blumen welkten zwar auch, doch neue traten immer wieder an ihre Stelle, und den ganzen Sommer hindurch war Celina's Gemach mit Roſen geſchmückt; jeden Morgen brachte ſie ihrem Vater eine friſche Roſe, und war ſicher, daß ihr Strauch am andern Morgen ihr wieder eine liefern würde. Anais, die ſchon längſt keine mehr hatte, fing an zu merken, daß ihre Wahl minder glücklich geweſen, — als die ihrer Schweſter. Der Anblick eines fremden Gutes ſchwächt ohnehin die Erinnerung an das eigene, einſt beſeſſene, und ſo geſtand auch Anais jetzt offen, daß die Roſe

für alle Jahreszeiten ſüßer dufte als die bengaliſche, die nur ſeltener und geſuchter, jene hingegen knospenreicher, dauerhafter und genußbringender ſei. Als ſogar, beim Eintritt des Winters, Celina's Roſenſtock zum vierten Mal blühte, da wollte Anais, auf ihren vertrockneten Indianer grollend, ihn aus dem Porzellangefäß reißen, und dieſes dem Liebling der heimiſchen Flora räumen, aber Celina ließ es nicht zu; ſie fürchtete, er möchte in dem Prunkgefäße ſich minder wohl befinden, als in ſeinem hölzernen Kaſten. Anais gab nach, und eignete ſich für das ganze Leben die glückliche Gewohnheit an, den Gegenſtänden der Mode und des ſogenannten großen Tons diejenigen vorzuziehen, deren Nutzen dauernd iſt, und von welchen die Erfahrung uns belehrt hat, daß unſer Klima ſie hervorzubringen vermag. Die gute, großmüthige Celina, die nicht, wie ihre Schweſter, gleich alles übertrieb, nahm ſich jetzt des verlaſſenen Fremdlings an, pflegte ſein, und hatte im nächſten Sommer das Vergnügen, ihn wieder blühen zu ſehen. Wenn man auch das Heimiſche mit Recht vorzieht, meinte ſie, ſo braucht man darum das Fremde nicht zu verachten; man darf es ſchon bisweilen pflegen und ſich daran ergetzen, wäre es auch nur um die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur zu bewundern; eine Beſchäftigung, die oft zu nützlichen und wichtigen Entdeckungen leitet.

Der verfehlte Ball.

Paul und Virginie, Kinder des Herrn und der Frau von Arcis, waren inniger noch durch ihre Zärtlichkeit, als durch die Bande des Blutes vereinigt. Sie konnten nicht ohne einander sein, hatten gleichen Geschmack, gleiche Neigungen. Ueberall sah man Schwester und Bruder beisammen, bald im Geleite eines Verwandten, bald unter der Obhut einer sichern Person, welche die Kinder nie aus den Augen verlor. Sie besaßen manche Talente; den Tanz übten sie am meisten. Da sie täglich mit einander ihre schönsten Pas, ihre gefälligsten Stellungen wiederholten, so drängte man sich auf allen Bällen, wo sie erschienen, um sie her, um sie ein pas de deux tanzen zu sehen. Vorzüglich bewunderte man sie in einer Episode des berühmten Ballets, Paul und Virginie. Der Ausdruck, die Grazie, das Ensemble, mit welchen sie diese Episode darstellten, und der Umstand, daß sie gerade auch dieselben Namen führten, alles das bewirkte die vollkommenste Täuschung. Kurz, die beiden liebenswürdigen Kinder stellten so treu, als sie es selber fühlten, die wechselseitige Zärtlichkeit dar, welche Bernardin de St. Pierre in seinem Roman so rührend schildert.

Eines Tages waren sie zu einem Ball eingeladen, der in derselben Straße, und zwar in dem Hause, welches

ihrer Wohnung gerade gegenüber lag, gegeben wurde. Sie hatten ihr pas de deux mehr als jemals geübt, und schmeichelten sich, neue Lobsprüche einzuernten. Paul hatte sich ein Kleid machen lassen, ganz so wie es in dem Roman beschrieben wird, und auch Virginie hatte jenen einfachen, aber eleganten Anzug gewählt, der für ihre Rolle paßte. Sie wollten auch, bei ihrem Eintritt in den Saal, einen der Kupferstiche jenes Buches nachahmen, welches sie oft gelesen und fast auswendig wußten, das heißt, sie wollten gleichsam vor dem Regen flüchtend, hereintreten, und ihre Köpfe unter Virginiens Gewand verbergen; kurz, Alles war vorbereitet, um die Gesellschaft angenehm zu überraschen, und Beweise von Grazie, Talenten, Geschmack und wohl benutztem Unterricht abzulegen.

Allein das Schicksal, welches bisweilen die schönsten Entwürfe vereitelt, wollte, daß gerade an demselben Tage ein Verwandter des Herrn von Arcis, der in der Nachbarschaft wohnte, plötzlich sterben mußte. Es wurde sogleich in der ganzen Straße bekannt, und natürlich durften nun Paul und Virginie nicht auf dem Balle erscheinen. Es gibt Wohlstandspflichten, die man nicht vernachläßigen darf, ohne in der öffentlichen Meinung anzustoßen, und obgleich der Verstorbene bei seinen Lebzeiten keinen Anspruch weder auf Liebe noch Achtung des Herrn von Arcis hatte machen können, so war es doch schon genug, daß er zur

Familie gehörte, um jene Pflichten zu beobachten. Virginie empfand das plötzliche zu Waſſer werden ihrer Hoffnungen ſchmerzlicher als ihr Bruder. Die Creolentracht ſtand ihr ſo gut! ſie war ſo hübſch mit dem einfachen kleinen Kopftuche von rothem Madras. Sie konnte ihren Unwillen nicht verbergen, die Zeichen desſelben entſchlüpften ihr in jedem Augenblicke. Paul hingegen hatte ſich gefaßt. Er ſchlug ſeiner Schweſter vor, den Vater um Erlaubniß zu bitten, das Veſperbrot auf einem Landhauſe einzunehmen, welches er an den Barrieren von Paris beſaß, und ſich auf dieſe Weiſe für den entbehrten Ball in etwas zu entſchädigen.

Herr von Arcis willigte ein, miethete einen Wagen, und vertraute die Kinder der Obhut eines alten Bedienten, der ſeit ihrer Geburt ſie kannte und liebte. Sie vertrieben ſich dort die Zeit mit allerlei kleinen Spielen, in Geſellſchaft der jungen Leute des Dorfes, in welchem das Landhaus lag; ein ſchmackhaftes Veſperbrot wurde verzehrt, und da der Himmel ſo heiter war, auch ein fröhlicher Spazirgang in das nahe Gehölz von Vincennes unternommen. Erſt um neun Uhr Abends kamen ſie wieder nach Hauſe. Beim Ausſteigen aus dem Wagen erblickten ſie die Menge Lampen, welche die Pforte des Hauſes umgaben, in dem der Ball gegeben wurde; ſie hörten die Muſik und das Tanzgeräuſch. »Jetzt wären wir auch dort,« ſagte Virginie ſeufzend, »ohne den alten geizigen Verwandten, dem es

beliebt hat zu ſterben.“ »Man ſollte denken, er habe es mit Fleiß gethan, um uns den Ball zu vereiteln,“ fügte Paul lächelnd hinzu.

»Wie hübſch wären wir herein getreten!“

»Wie artig hätten wir uns ausgenommen unter deinem grünen Röckchen!“

»Man muß nicht mehr daran denken, lieber Bruder!“

»Ein anderesmal, liebe Schweſter. Es wird ja nicht immer uns zum Poſſen ein alter Vetter ſterben.“ Kaum hatten ſie dies Geſpräch geendigt, da erblickten ſie neben der Thorfahrt einen Bettler mit einem großen, herabgeſchlagenen Hute auf dem Kopfe, den der Mangel ganz ausgemergelt zu haben ſchien. Er bat um ein Almoſen mit einem ſo rührenden in die Herzen ſchneidenden Tone, daß Paul bewegt zu ſeiner Schweſter ſprach: »Bemerke den grellen Contraſt: da oben wird getanzt, man iſt fröhlich und glücklich, während an der Pforte Elend, Kälte und Hunger das Alter zu Boden drücken.“

»Wie herzlich dauert mich der arme Bettler!“ ſagte Virginie. »Wohlan, Schweſter, ich habe einen Einfall, der uns für den verfehlten Ball gänzlich entſchädigen könnte. Laß uns zuſammen rechnen, wie viel er uns gekoſtet haben würde, und dann mit dieſem Gelde dem Armen helfen und

ihn kleiden.» »Herzlich gern,» antwortete Virginie. »Um unsere Verkleidung vollständig zu machen, hätten wir Jedes ein Paar elegante Schuhe und ein Paar weiße Handschuhe haben müssen. Du, Paul, brauchtest noch ein Hemdchen à la Creole, und ich eine kleine Schürze von indischem Mousselin. Alles das hätte uns wenigstens vierzig Franken gekostet. Die wollen wir dem Bettler geben, es wird sein Elend mildern, und wir werden mit unserm Gelde doch einen glücklichen Augenblick erkauft haben.»

»Ich habe gerade die vierzig Franken bei mir,» fügte Paul hinzu, „das Monatsgeld, das der Vater uns gestern gab. Reiche du sie dem Armen selber, von deiner Hand empfängt er die Gabe wohl noch lieber.»

Virginie reichte das Goldstück dem Greise, der statt aller Antwort ihre Hand ergriff und sie heftig drückte, daß das liebe Mädchen erschrack. Doch es war ja nur der unfreiwillige Ausdruck der Dankbarkeit, dachte sie, und faßte sich, und ermahnte den Alten, ein Obdach zu suchen und sich gütlich zu thun. Diese vollbrachte gute Handlung gab den Geschwistern eine heitere Selbstzufriedenheit; sie baten den alten Bedienten, sie ja zu verschweigen, und hüpften nun fröhlich die Treppe hinauf in das Wohnzimmer, wo sie aber nur ihre Mutter trafen; der Vater blieb eines wichtigen Geschäftes halber den ganzen Abend abwesend.

Einige Tage nachher äußerten Paul und Virginie, mit ihren Eltern frühstückend, abermals ihr Bedauern, nicht auf dem Balle gewesen zu sein, der ihnen als sehr glänzend geschildert worden war. Der Vater versprach, sobald die erste Trauer vorüber sein würde, zu ihrer Entschädigung selbst einen maskirten Ball zu geben, wo sie ihr pas de deux nach Herzenslust tanzen, und in der ausgedachten Verkleidung erscheinen könnten. Diese frohe Hoffnung entzückte die Kinder. Sie übten sich nun wieder im Tanzen und liehen von ihrer Mutter vierzig Franken, um jene verschenkten zu ersetzen, und sich dafür das Nöthige für die Maskerade zu kaufen.

Der ersehnte Tag erschien endlich. Es war im Carneval, die Gesellschaft sehr zahlreich, und nur Frau von Arcis als Wirthin unverkleidet. Als die Gäste versammelt waren, traten Paul und Virginie herein, die Scene treulich darstellend, die Bernandin de St. Pierre so reizend beschreibt. Sie that ganz die gehoffte Wirkung. Das pas de deux vollendete die Täuschung. Nie hatten die lieblichen Kinder mehr Grazie und Geschmeidigkeit bewiesen.

In dem Augenblicke, als sie athemlos ausruhen wollten, wurden auch sie auf das angenehmste überrascht, als sie eine Maske herein treten sahen, die den alten durch Mühseligkeiten erschöpften Neger darstellte, wie der Ro-

man ihn schildert. Er näherte sich ihnen, und dankte in den rührendsten Ausdrücken für die großmüthige Hilfe, die sie ihm angedeihen lassen. »Was willst du damit sagen, guter Neger?« antwortete Paul, »weder ich noch meine Schwester wissen von einer Hilfe.« »O ich nimmer verlieren Erinnerung an Wohlthaten,« versetzte die Maske, die Hand der niedlichen Creolin ergreifend und an die Lippen drückend. »Erkläre dich doch,« sagte Virginie, »Paul hat Recht. Wir wissen von nichts. Du irrst dich vermuthlich?« »O ich gute Augen habe,« erwiederte die Maske, »ihr beiden neulich Abend mir begegnet — ich frieren, hungern, Almosen bitten — ihr ein Goldstück dem armen Alten gereicht, das will er verwahren, so lang er lebt verwahren.«

Bei diesen Worten zog er wirklich die vierzig Franken aus seinem Gürtel, küßte sie, und betrachtete sie mit trunkenen Augen.

Paul und Virginie sahen einander verlegen an und sagten kein Wort. Dann faßten sie plötzlich den alten Neger in ihre Arme und wollten durchaus ihn kennen lernen. Vergebens widerstand der Unbekannte — seine tiefe Rührung erlaubte ihm nicht länger, die Stimme zu verstellen — die Kinder erkannten ihren Vater, der nun die Larve abnahm, beide an seine Brust drückte, und ihnen gestand, er habe prüfen wollen, ob sie wirklich jenen herrlichen Kin-

dern auch im Innern glichen, deren Aeußeres ſie nachahmten; er ſei der alte Bettler geweſen.

Ein dichter Kreis hatte ſich geſchloſſen, um das rührende Schauſpiel mit anzuſehen. Alle Umſtehende entlarvten ſich, von allen Lippen ſtrömte ſüßes Lob in die Ohren der Kinder, und Freudetrunken riefen beide: O wie reich ſind wir für jenen Ball entſchädigt worden!"

Der Strohhut.

Fanni, die einzige Tochter eines alten Invaliden-Offiziers, ſchlenderte am Arme ihres Vaters durch das Thal von Montmorency. Da kamen ſie zu einem alten, prächtigen Schloſſe, welches von einer ſchönen, geiſtreichen, und was noch mehr ſagen will, ſehr guten Fürſtin bewohnt wurde. Es war im Monat Auguſt, und ſehr heiß. Die brennende Sonne hatte die Quellen ausgetrocknet, aber auch die Aehren gereift. Sie neigten ihre gelben Häupter auf trocknen Halmen, und harrten der Sichel, um des Schnitters Fleiß zu vergelten. Fanni und ihr Vater bemerkten, wie reich belohnend, aber auch wie mühſelig der Stand eines Landmanns ſei. »Wie glücklich muß ich mich preiſen!« ſagte das Mädchen, »wenn ich mit dieſen guten Leuten mich vergleiche. Sie tragen des Tages Laſt und Hitze, ich bin hier mit meinem Vater im kühlen Schatten. Sie haben oft nur trocknes Brot und laues Waſſer; ich habe Kuchen, Früchte, Milch.« Während Fanni ſo redete, ſetzte ſich unfern am Wege, der nach dem Dorfe führte, eine Schnitterin, durch das Alter gebückt und durch die Arbeit des Tages erſchöpft. Sie verzehrte in Eile eine ſehr frugale Mahlzeit, während die übrigen Schnitter, nach ihrer Gewohnheit, durch ein Stündchen Schlaf die verlornen Kräfte erſetzten. »Ihr eſſet da ein hartes Brot,« ſagte Fanni's Vater zu der Schnitterin. »Ach, mein guter Herr!« antwortete ſie, »es iſt freilich hart, aber wollte Gott ich wäre nur ſicher, nie Mangel daran zu leiden!« »Wie!« rief Fanni, »in Eurem Alter kei-

Brot!? Legt das bei Seite, welches Ihr da esset, und nehmt ein Stück frischen Kuchen aus meinem Körbchen. Ich habe bessere Zähne als Ihr, ich werde Euer schwarzes Brot verzehren, und wir werden bei dem Tausche Beide gewinnen.»

Die Schnitterin nahm das Anfangs für Scherz, allein Fanni hatte das trockene Brot schon im Munde, und kaute lustig, während ihr Vater ihr freundlich die Hand drückte. Die Unterredung kam nun in Gang. Die Schnitterin erzählte mit ziemlicher Geschwätzigkeit, wie sie, nach einer glücklichen Ehe, Witwe geworden; wie sie, nachdem sie Mutter von sechs Kindern gewesen, ihre beiden letzten Söhne im Kriege verloren; wie sie nun verlassen und ohne andere Hilfe als die Arbeit ihrer Hände sei, eine Hilfe, die noch obendrein Alter und Kränklichkeit ihr oft versagten. Ein trauliches Geschwätz erquickt, und — wie ein liebenswürdiger Weiser sagt: Seine Leiden erzählen, heißt oft sie mildern. Die Ruhestunde war vorüber, die Schnitter gingen wieder an die Arbeit. Auch die Alte machte sich fertig, ihnen zu folgen. Sie bedeckte ihr Haupt mit einem Stück Pergament, welches sie vermittelst ein paar schlechter Strumpfbänder unter dem Kinne fest band, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Dieser komische Kopfputz gab der Alten ein so sonderbares Ansehen, daß Fanni sich des Lachens nicht enthalten konnte. Zugleich erlaubte sie sich allerlei Scherzreden, wie der Leichtsinn ihrer Jugend sie ihr eben eingab. »Sie lachen über mich,» sagte die gute Alte, »und ich will

wohl glauben, daß mein runzlichtes Geſicht unter dieſem beräucherten Pergament ſich wunderlich genug ausnehmen mag; aber liebes Mamſellchen, das erhält mir meine Augen, das einzige Gut, das ich noch beſitze; und das mir eben ſo theuer iſt, als Ihnen Ihr niedlicher Strohhut und das Blumenſträußchen daran, womit Sie freilich eben ſo jung und friſch ausſehen, als ich unter meinem Pergamente gelb und vertrocknet.» Fanni, von ihrem Vater beobachtet, erröthete, und fürchtend, ſie habe die Schnitterin gekränkt, entſchuldigte ſie ihren Leichtſinn, und, um das Andenken daran gänzlich zu verlöſchen, bot ſie der Alten ihren Strohhut an, ſprechend: »nehmt ihn, gute Frau, er wird Euch vielleicht noch beſſer ſchützen, als Euer Pergament; und wenigſtens werden junge, unbeſonnene Mädchen wie ich, die Euch etwa noch begegnen möchten, nicht über Euch lachen.» Die Schnitterin wollte den Hut durchaus nicht nehmen. Fanni beſtand darauf. Dieſen kleinen Streit vernahm die Fürſtin, welche eben auf einem Spazirgange, von einem einzigen Pagen begleitet, ſich unbemerkt genähert hatte. Sie befahl der Schnitterin, den Strohhut anzunehmen, und in demſelben Augenblicke ſetzte ſie ihr eigenes Kopfzeug von blauem Sammt, mit einer diamantenen Agraffe geziert, auf Fanni's blond gelocktes Haupt, ſprechend: »wenn man wie du das Unglück ehret, wenn man ſich ſelber mit Vergnügen beraubt, um den Armen zu geben, ſo verdient man Liebe und Belohnung. Wie alt biſt du?» — Zwölf Jahr, Madame. — »Haſt du Brüder? Schweſtern —?» — Ich bin die einzige Toch-

ter. — »Verwahre dieſe Agraffe ſorgfältig, und gib ſie Niemanden als derjenigen Perſon, die in meinem Namen ſie fordern wird.« Mit dieſen Worten verſchwand die Fürſtin. Fanni und ihr alter Vater ſtanden betäubt, und es ſchien ihnen faſt ein Traum. Das holde Mädchen ergetzte ſich an dem ſchönen Kopfzeug von blauem Sammt, welches ſie bald abnahm, bald wieder aufſetzte, aber nicht hübſcher darin ausſah, als in ihrem einfachen Strohhut. Die Diamanten feſſelten beſonders ihre Blicke, ſie ſchienen ein Geheimniß zu verbergen.

»Lebt wohl, gute Mutter,« ſagte ſie zu der Schnitterin. »Ich werde recht oft hieher kommen, um mit Euch zu ſchwatzen. Verwahrt auch Ihr meinen niedlichen Strohhut, und wenn Ihr etwas bedürft, ſo ſagt es nur mir.« — Sie nickte noch einmal freundlich, und trippelte am Arme ihres Vaters heim zu der beſcheidenen Wohnung.

Sechs Monate verſtrichen, ohne daß Jemand im Namen der Prinzeſſin erſchien. Fanni fragte unaufhörlich ihren Vater, wie ſie ſich zu verhalten habe? Bald wollte ſie nach dem Schloſſe, um die Brillanten, die man ihr doch nur anvertraut hatte, wieder abzuliefern; bald hielt ſie ſich die Agraffe wieder an den Kopf — ach! ſie war ſo prächtig! ſie kleidete ſo ſchön! Fanni wollte doch lieber warten, bis der Abgeſandte ſich meldete. Allein der Winter kam. Noch ſechs Monate verſtrichen, und kein Abgeſandter meldete ſich.

Um Fanni's Erſtaunen und Ungeduld auf's Höchſte treiben, verbreitete ſich das Gerücht, die Fürſtin ſei

ihrer Gesundheit wegen auf Reisen gegangen, und werde erst in zwei Jahren zurück kommen. »Ach! sie hat sich auf meine Kosten nur belustigen wollen,« meinte Fanni und verschloß das Kopfzeug sammt der Agraffe.

Sie ging nun in ihr sechzehntes Jahr. Die alte Schnitterin oft zu besuchen, hatte sie nicht versäumt, und ihr jedesmal Erquickungen gebracht. Eines Abends saß sie vor der Hütte dieser guten Frau, und theilte ein ländliches Mahl mit ihr, siehe, da erschienen vier junge Reiter in vollem Gallop, hielten plötzlich, stiegen ab, näherten sich Fanni mit Ehrfurcht, und sagten ihr: die Fürstin sei am Abend zuvor von ihrer langen Reise zurück gekehrt, und habe ihren Pagen angekündigt, daß derjenige, der ihr die Agraffe zurück bringen würde, eine Lieutenantsstelle bei der Kavallerie erhalten, und der Gemahl des jungen Frauenzimmers werden solle, dem die Brillanten anvertraut worden, vorausgesetzt, daß sie darein willige. »Wählen Sie mich, schöne Fanni!« riefen alle Viere zugleich. »Ich bin der einzige Sohn eines reichen Mannes von Stande,« sagte der Erste mit einer gewissen Würde. »Ich bin der beste Tänzer, der Fröhlichste unter meinen Kameraden,« rief der Zweite und machte eine Pirouette. »Ich habe dieses Jahr den Preis des Fleißes errungen,« ließ der Dritte sich vernehmen.

»Ich,« stammelte der Vierte, »bin eine arme Waise, und habe nichts auf der Welt als die Protektion der Fürstin. Mein Vater ist auf dem Bette der Ehre gestorben. Ich war es, der vor drei Jahren die Fürstin an eben die-

ser Stelle begleitete. Ihre holde Gestalt, mehr noch Ihre Güte, sind mir seitdem nie aus dem Sinne gekommen.» »Ja,» antwortete Fanni sehr bewegt, »ja, ich erkenne Sie.» »Ihm,» rief die Alte, »ihm müssen Sie die Agraffe ausliefern.» Fanni, sich zu ihrem Vater wendend, fragte sehr naiv: »Das wollte ich Ihnen eben vorschlagen.»

Bei diesen Worten fiel der glückliche Page zu ihren Füßen. Sie hob ihn auf und wies ihn an den Vater. Dieser führte ihn zu seiner stillen Wohnung, sammt den drei Kameraden, die ohne Neid ihrem Freunde Glück wünschten. Die Agraffe wurde ausgeliefert.

Am andern Tage ließ die Fürstin sich Vater und Tochter vorstellen, billigte die getroffene Wahl, erhob den Pagen zum Lieutenant, fügte zu der Agraffe noch ein ansehnliches Heirathsgut, und feierte die Vermählung auf ihrem Schlosse.

Fanni bat um Erlaubniß, auch die alte Schnitterin einzuladen, um Zeugin ihres Glückes zu sein. Die gute Frau erschien auch wirklich mit dem Strohhut auf dem Kopfe, den sie sorgfältig aufbewahrt hatte. Der kleine Blumenstrauß, wiewohl vertrocknet, war noch daran befestigt. Der Invaliden-Offizier fand in seinem Eidam einen wackern Stellvertreter im Felde und einen liebevollen Sohn. Fanni glaubte zu träumen. Die arme Schnitterin weinte tausend Freudenthränen, küßte ihr die Hände und rief andächtig: Nimmer läßt Gott eine gute Handlung unvergolten!

Das umgeworfene Kabriolet.

Wallſtein, Ober-Ingenieur der Brücken und Straßen, der die Arbeiten außerhalb Paris leitete, durchſtrich oft die ganze Gegend in einem bequemen, eleganten Kabriolet. Er verweilte dann ſtets in den beſten Häuſern, wo man ihn mit aller der Achtung aufnahm, die ſeinen Verdienſten, ſeinem Range, und vor allem ſeinem liebenswürdigen Charakter gebührte.

Er war ſchon längſt Witwer, und beſaß nur Eine Tochter, Herminie, die kaum die Kinderſchuhe vertreten hatte. Da er die Erziehung dieſes geliebten Kindes, die Freude und Hoffnung ſeines Alters, nicht ſelbſt übernehmen konnte, ſo hatte er ſie in eine berühmte, in der Vorſtadt Montmartre gelegene Penſions-Anſtalt gebracht. Wenn ſein Weg ihn da vorbei führte, ſo nahm er wohl Herminien bisweilen mit ſich, und führte ſie zu dieſem oder jenem Bekannten, wo ſie ſicher war, einen frohen Tag zu verleben.

Eines Tages verſuchte Wallſtein ein neues Kabriolet, das er gekauft hatte. Es war in Form einer Gondel, mit vergoldeten Reſſorts, ſchön gemalt und reich verziert. Alles das, meinte er, könne Herminiens kleiner Eitelkeit ſchmeicheln. Ihre Reize, ihre liebenswürdigen Eigenſchaften

wurden oft durch unmäßige Eigenliebe und einen lächerlichen Stolz verdunkelt. Wallstein holte seine Tochter ab, um mit ihr nach einem Landgut zu fahren, welches unweit St. Denis in einem reichen Dorfe lag. Man feierte dort gerade das Fest eines Schutzheiligen, und der Abend sollte durch einen ländlichen Ball verherrlicht werden, auf welchem die reichsten und elegantesten Damen aus der ganzen Gegend zu erscheinen pflegten. Deswegen hatte auch Herminie ihren schönsten Putz hervor gesucht. Ein Kleid von Berliner Tricot, ein Rock von weißem Marcellin mit Blumen garnirt, ein weiß atlasner Gürtel mit einer goldenen Agraffe, ein Korallen-Halsband, ein italienischer Strohhut, ein kleiner Shawl von Kaschemir, weiß mit Rosenknospen gerändert, und die niedlichste Fußbekleidung — so war Herminiens Anzug beschaffen, und man sieht wohl, daß ihr Vater gern verschwendete, wenn es darauf ankam, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Ein junger galonnirter Jockei, ein prächtiges feuriges Roß entsprachen der Eleganz des Kabriolets.

Herminie war in ihrem Leben nicht zufriedener und glücklicher gewesen. Es war um die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, wo die Witterung gewöhnlich sehr veränderlich ist, und dicke Wolken, die den Horizont bedeckten, drohten mit einem Ungewitter. Wirklich hatten auch Wallstein und seine Tochter kaum die Barrieren von Paris hinter sich, als mehrere Donnerschläge sich hören ließen,

und ein Platzregen erfolgte, der zwar nicht lange anhielt, hingegen die, ohnehin schon durch böse Wetter der verflossenen Tage verdorbenen Wege vollends mit Koth bedeckte.

Herminie, ganz in die Ecke des Kabriolets gedrückt, bedeckte ihre Knie mit ihres Vaters Mantel, und gebrauchte die größte Vorsicht, um von ihrer Toilette nichts zu beschädigen; aber — was ihr freilich insgeheim sehr fatal war — Wallstein hatte den kleinen allerliebsten Jockei auch mit hereinsteigen lassen, und zwischen sich und seiner Tochter gesetzt, denn der arme Schelm war so leicht gekleidet, daß er draußen durch und durch naß geworden wäre. Nun nahm er sich zwar sehr in Acht, mußte aber doch wider Willen seine kleine Nachbarin ein wenig drücken, und diese schwebte in großer Furcht, ihr Kleid von Berliner Tricot zu zerknüttern. Als sie ungefähr mitten in der ungeheuern Ebene von St. Denis waren, begegneten sie einem armen alten Gemüse-Verkäufer aus der Nachbarschaft, der in einem kleinen, von drei neben einander gespannten Eseln gezogenen Karren heim fuhr. Die Esel gingen Schritt vor Schritt, schienen sehr ermüdet, hielten sich in der Mitte der Chaussee, und schlichen so der Hütte zu, aus welcher sie an jedem Morgen Gemüse aller Art zu Markte brachten.

In dem Augenblicke, wo Wallstein's elegantes Kabriolet sich dem demüthigen und unansehnlichen Fuhrwerk

näherte, wollte der gute Alte auf die Seite biegen, um es vorbei fahren zu lassen. Die Straße war an dieser Stelle eng. Als das erste seiner Räder vom Steinpflaster abwich, sank es in eine sehr tiefe Gleise und der Karren fiel um. Dadurch wurde auch einer der Esel auf die Seite geworfen. Sein Herr glaubte ihn verwundet, er wollte den Karren aufrichten, und dadurch das Thier erleichtern; allein der arme ermüdete Alte hatte nicht Kraft genug dazu.

Wallstein, der auf das Geschrei des Greises sein Kabriolet hatte halten lassen, sprang sogleich heraus, und half den Karren wieder aufrichten. Natürlich besudelte er sich dabei die Hände, das Kleid, die Strümpfe, aber hingerissen von dem Vergnügen, dem armen Teufel beizustehen, wurde er es nicht eher gewahr, bis er wieder in sein Kabriolet stieg.

»Wie du aussiehst!« sagte Herminie mit Verwunderung und Ekel, »komm mir nicht zu nahe, du verdirbst mir das Kleid.«

»Bedenke doch,« antwortete Wallstein, »der arme alte Mann war, blos um uns auszuweichen, in das tiefe Gleis gesunken; es war also nicht mehr als billig, daß ich ihm wieder half. Du weißt überdies, daß ich der Stimme und dem Anblick eines leidenden Wesens nie widerstehen kann.«

Der Tochter genügte dieſe Antwort wenig. Sie fuhr fort, ihrem Vater eine zu weit getriebene Güte vorzuwerfen; ſie machte die Bemerkung, daß es nicht ſchicklich ſei, in einer glänzenden Geſellſchaft, wo man ſie erwarte, ſo zu erſcheinen. Kurz, ſie erlaubte ſich ſo viele bittere Spöttereien über den Koth, der ihn verunſtaltete, daß er endlich wohl die Quelle derſelben errieth. Mit Klugheit und Sanftmuth ließ er ſie fühlen, wie lächerlich, wie ungerecht ſie ſei. Die Unterhaltung wurde lebhaft über dieſen Gegenſtand, und kaum waren ſie noch eine halbe Meile von St. Denis, als plötzlich die Achſe des glänzenden Kabriolets brach, und es nun an ihnen war, ſich mitten auf die Landſtraße in den Koth zu betten.

»Ich bin todt!« ſchrie Herminie aus allen Kräften, »ja ich bin todt!« Der erſchrockene Vater eilte ihr zu Hilfe, fand aber bald, daß nur der Schrecken ſie betäubte, und daß ihr nicht das mindeſte Leid widerfahren war. »Ja ich bin todt!« ſchrie Herminie noch lauter.

»Mein Gott, ſo ſchrei' doch nicht ſo,« ſagte Wallſtein lachend, »wenn man todt iſt, ſo weint man nicht, man ſagt kein Wort.«

Der Jockei hatte durch einen leichten Sprung den Sturz vermieden. Mit ſeiner und einiger Vorbeigehenden Hilfe richtete Wallſtein das Kabriolet wieder auf. Herminie war an ihrem Platze geblieben, und fing an, ſich

vom erſten Schrecken ein wenig zu erholen. Was ſie am ſchnellſten tröſtete, war die Bemerkung, daß — Dank der Vorſicht ihres Vaters, der ſie im Augenblicke des Fallens in ſeine Arme genommen — ihr Kleid gar nicht beſchmutzt, ſondern nur etwas zerknüttert war. Auch das Blumenſträußchen, das ihren niedlichen italieniſchen Hut zierte, hatte ſich nur ein wenig verſchoben. Wallſtein kündigte ihr nun an, daß ſie in dem Kabriolet nicht bleiben könnten, ohne die Reſſorts in Gefahr zu ſetzen. Man mußte daher auf Mittel denken, nach St. Denis, und von da nach dem Landgute zu kommen, wo man ſie erwartete.

Es zogen freilich in jedem Augenblicke jene kleinen Fuhrwerke vorüber, die unaufhörlich zwiſchen Paris und St. Denis rollen, aber es war eben Sonntag und folglich alle angefüllt. Man mußte alſo warten. Die Zeit verſtrich, es war faſt vier Uhr. Während man nun ſo hin und her dachte, wie man ſich aus der Verlegenheit helfen ſollte, kam auch der arme, alte Gemüſeverkäufer wieder nachgetrollt. Als er Wallſtein ſo beſchmutzt durch den Liebesdienſt erblickte, den er ihm eine halbe Meile rückwärts geleiſtet, rief er ſeinen drei Eſeln ein Prr! zu, ſtieg ſchnell von ſeinem Karren, und bot ſeine Hilfe an. »Was iſt Ihnen widerfahren, mein lieber Herr?« — »Ich habe umgeworfen, ſo wie Ihr, guter Alter, aber ich kann mein Fuhrwerk nicht ſo ſchnell wieder herſtellen, die Achſe iſt gebrochen.« »Wir wiſſen nicht,« fügte Herminie hinzu,

»wie wir nach dem Schloſſe kommen ſollen, wo man uns erwartet.«

»Iſt es weit von hier?« fragte der Alte. »Eine kleine halbe Meile hinter St. Denis,« erwiederte Wallſtein, und ich fürchte ſehr, wir werden nicht zu Mittag kommen, welches mir äußerſt unangenehm wäre, denn ich liebe eine gute Mahlzeit, und bin verzweifelt hungrig.«

»Wenn ich dem Herrn und der Mamſell vorſchlagen dürfte —« »Was?« fragte Herminie haſtig. »Wenn man ſich ein wenig zuſammen drückt, ſo hat mein kleiner Karren Platz für zwei Perſonen. Das Stroh iſt heute morgen friſch hinein gelegt, man dürfte es nur umwenden, und das Bänkchen mit des Herrn Mantel bedecken.«

»Ich nehme es an, guter Alter,« rief Wallſtein. »Nicht wahr,« fuhr er fort, indem er ſich beobachtend zu ſeiner Tochter wandte, »nicht wahr, du biſt ſo wie ich von dem Anerbieten des braven Mannes gerührt?«

»Ohne Zweifel,« antwortete ſie ſtotternd, »es iſt immer beſſer als nichts, und auf die Gefahr, ein wenig gerumpelt zu werden, könnte ich wenigſtens meinen Anzug unbeſchädigt erhalten.«

Ganz war Wallſtein mit dieſer Antwort nicht zufrieden, die ihm zu wenig Erkenntlichkeit ausdrückte. Der

Alte führte indeſſen ſeinen Wagen dicht neben das Kabriolet, Herminie ſtieg mit großer Behutſamkeit aus dem Einen in den Andern, und fand ſich wohlbehalten auf dem Bänkchen des kleinen Gemüſekarrens. Ihr Vater ſetzte ſich neben ſie. Der Jockei erhielt Befehl, das ſchöne Kabriolet ganz langſam nach St. Denis zu führen, um es bis zum Abend wieder in brauchbaren Stand ſetzen zu laſſen. Der Alte geleitete zu Fuße ſein groteskes Fuhrwerk, und nach einer halben Stunde hielt Herminie einen triumphirenden Einzug in St. Denis, wo die Leute auf der Straße lachend ſtehen blieben, und alle Welt an die Fenſter eilte, um die ſeltſame Karavane zu beſchauen.

Wallſtein lachte aus vollem Halſe mit, allein Herminie ſchlug die Augen nieder, biß ſich die Lippen, und wiederholte alle Augenblicke: es ſei doch äußerſt unangenehm, einer ganzen kleinen Stadt ſo zum Geſpötte zu dienen. »Was kümmert's dich?« ſagte der Vater ſtets lachend und mit Abſicht, »du wirſt nicht beſchmutzt werden, und, wie du eben ſelber ſagteſt, — es iſt doch beſſer als nichts.«

Als ſie über den Marktplatz zogen, bat Herminie ihren Vater, einen der kleinen Wagen zu miethen, die da gewöhnlich halten, und den Triumphwagen des Gemüſekrämers zurück zu laſſen. »Wir werden bequemer ſitzen,« ſagte ſie. »Wir werden ſchneller an Ort und Stelle kom-

men, und vor allen Dingen geziemender vor der glänzenden Gesellschaft erscheinen, in die du mich führst.“ „O nein, mein Töchterchen,“ antwortete Wallstein, „das würde den braven Mann kränken, der uns so dienstfertig aus der Verlegenheit gezogen, der um unsertwillen von seinem Wege sich abgewandt, und eine halbe Meile im Kothe gegangen. Ich meine, er soll uns bis an den Ort unserer Bestimmung führen.“ Das war ein Dolchstich für Herminie, die auf ihrer Meinung beharrte.

Unterdessen war der Karren immer sachte vorgerückt, und bald befanden sich die Reisenden am Eingang der Allee, die zu dem Schlosse führte. Herminie schlug abermals vor, abzusteigen, und zu Fuße die Allee zu durchwandern, da seit einer Stunde die Sonne wieder schien, der Weg ziemlich trocken war, und folglich ihre Toilette keine Gefahr lief.

„Nein, nein,“ sagte der Vater, „meine Equipage ist mir zu lieb geworden, um nicht der zahlreichen Gesellschaft ein Schauspiel dadurch zu geben.“

Die drei Esel schritten also immer sachte vorwärts, durch den ersten und zweiten Schloßhof, und gelangten endlich zu den Stufen der großen Treppe, nachdem sie zuvor den Versammlungssaal passirt, wo Alles mit lautem Gelächter an die Fenster, dann auf die Treppe stürzte, um die schöne Herminie zu empfangen, welche scharlachroth

vor Scham und Verdruß, von ihrem Strohſitz ſich erhob, und von den unmäßig lachenden jungen Herren in Empfang genommen wurde. Wallſtein präſentirte ſie mit einem Ernſt, einer Würde, die die ganze Scene noch komiſcher machte. Er erzählte das Abenteuer. Jedermann bewunderte die Gefälligkeit des guten alten Gemüſekrämers. Wallſtein trug Herminien auf, ihm einen Louisd'or einzuhändigen, um ihn dafür zu belohnen, daß er ihre Kleidung vor Schmutz bewahrte. »Vergib mir dieſe Lehre,« ſagte er, ſie umarmend, und erinnere dich ſtets, daß man vor einer Wohlthat nie erröthen muß, ſie komme aus welcher Hand ſie wolle. Vergiß auch nicht, was der ehrliche Lafontaine in einer ſeiner Fabeln davon ſagt:

Man ſei, ſo viel man kann,
Gefällig Jedermann;
Auch wenn du vornehm biſt,
Oft des Geringern Hilfe
Dir unentbehrlich iſt.«

Der kleine Savoyarde.

Von jeher haben die Einwohner von Savoyen durch Fleiß und Redlichkeit ſich ausgezeichnet. Man bedient ſich ihrer in den angeſehenſten Hotels von Paris, und nie hat man Urſach gefunden, das ihnen geſchenkte Vertrauen zu bereuen. Gewohnt, von wenigem zu leben, und ſelbſt im Schooße der Hauptſtadt weder ihre Lebensweiſe noch ihre grobe Kleidung ändernd, haben ſie nur Einen Zweck, nur Ein Verlangen, nämlich durch Fleiß und ſaure Arbeit eine mäßige Summe zu erſparen, mit der ſie fröhlich und triumphirend zu ihren armen Familien zurückkehren, die oft während ihrer Abweſenheit Mangel litten.

Unter den Arbeiten dieſer guten Menſchen iſt das Schornſteinfegen eine der gewöhnlichſten. Sie pflegen paarweiſe mit einander zu gehen, der Eine groß und erwachſen für die großen Schornſteine, der Andere klein, faſt noch ein Kind, um durch die kleinen Schornſteine der Kabineter und Boudoirs ſchlüpfen zu können. Dieſer letztere ſteht gänzlich unter den Befehlen ſeines großen Kameraden, der als Mentor und als Herr eine unbeſchränkte Gewalt über ihn ausübt.

Es war gegen das Ende des Herbſtes, als Herr Deſtinval, ein wackerer Kaufmann in Paris, zwei Sa-

voyarden von der Straßenecke in ſein Kabinet rief, um den Kamin zu fegen. Dieſer, nach der neueſten Mode angelegt, war ſehr eng, und folglich fiel das Geſchäft dem Kleinen zu. Man bedeckte, wie es gewöhnlich iſt, die Oeffnung des Kamins mit doppelten Tüchern, damit kein Rauchgeruch im Zimmer ſich verbreiten ſollte. Nachdem der kleine Schornſteinfeger ſein Werk begonnen, wurden dem großen indeſſen andere Arbeiten in demſelben Hauſe aufgetragen.

Eliſe, Destinval's Tochter, blieb in ihres Vaters Kabinet, weil ſie Luſt hatte, das Liedchen zu hören, welches die Savoyarden zu ſingen pflegen, wenn ſie die Spitze des Schornſteins erreicht haben. Um den Geſang noch beſſer zu vernehmen, wollte ſie das Tuch aufheben, welches den Kamin bedeckte, ließ es aber fallen, raffte es ſchnell wieder zuſammen, doch freilich in einer dicken Wolke von Ruß, die augenblicklich hervordrang, und lief hinaus, Geſicht und Hände abzuwaſchen, damit keine Spur ihrer kleinen Naſeweisheit zurückbleiben möchte. Während dieſer Zeit hatte der kleine Schornſteinfeger ſein Liedchen geſungen, war wieder herabgeſtiegen, und, da er ſich ganz allein in dem Kabinete befand, ſo rief er ſeinen Kameraden, der ſogleich erſchien, von Herrn Destinval und mehreren Bedienten begleitet.

Nachdem der Ruß weggeräumt war, der kleine Savoyard ſich abgeſchüttelt und gereinigt, auch ſeine Jacke

wieder angezogen hatte, gab ihm Herr Destinval einen Thaler, um auf seine Gesundheit zu trinken, weil er nicht allein mit der Arbeit des muntern Burschen sehr zufrieden war, sondern auch dessen naive und freimüthige Fröhlichkeit ihm wohlgefiel. Der Kleine dankte und entfernte sich sogleich mit seinem Kameraden, um diesem letztern den Ruß von einem andern Schornsteine wegräumen zu helfen, den er unterdessen gefegt hatte.

Elise kam jetzt wieder herein, und erzählte ihrem Vater, was so eben zwischen den beiden Savoyarden vorgegangen war. Sie hatte nämlich gesehen, daß der Kleine dem Großen den empfangenen Thaler ausgeliefert, und gehört, daß er über die einträgliche Morgenstunde hoch erfreut gewesen war. Kurz, sie wiederholte jedes Wörtchen, was gesagt, geantwortet, und wieder gesagt worden war; denn das Mamsellchen, obschon sonst sehr liebenswürdig, hatte sich eine Schwatzhaftigkeit angewöhnt, die sie oft bis zur größten Unschicklichkeit trieb, und die von ihren Eltern ihr schon oft vergebens war verwiesen worden.

Als Alles wieder in Ordnung war, wollte Herr Destinval sich ankleiden, fand aber auf dem Kamin die goldenen Knieschnallen nicht mehr, die er dahin gelegt hatte. Er suchte sie überall, wurde unruhig, und vermuthete sogleich, der kleine Savoyard könne sie wohl entwendet ha-

ben. Aber — meinte er — das ehrliche fröhliche Geſicht des Burſchen, ſeine Freude über den Thaler — es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er eines ſolchen Diebſtahls fähig geweſen. Indeſſen ſuchte er doch ſtets vergebens ſeine goldenen Schnallen. Eliſe ſchlug vor, die Leute im Hauſe zu befragen. „Thue das,“ ſagte der Vater, »allein, hüte dich, beſtimmten Argwohn zu äußern. Gib nur dem Thürſteher einen Wink, daß er, wenn der kleine Savoyard aus dem Hauſe gehen will, ihn noch einmal zu mir heraufſchicke, weil ich mit ihm zu ſprechen, ihm etwas aufzutragen hätte.“

Eliſe befolgte ihres Vaters Befehle, keiner von den Bedienten hatte die Schnallen geſehen. Ein jeder brachte ſeine Muthmaßungen zu Markte, und Alle waren bekümmert wegen dieſes Vorfalles. Denn in einem Hauſe, wo alle Domeſtiken ehrlich ſind, erregt das Verſchwinden einer Kleinigkeit allgemeine Betrübniß, weil der bloße Zweifel eine Kränkung, ein bloßer Argwohn eine Marter iſt.

Eliſe, die von ihrer häßlichen Neigung zum Schwatzen oft verleitet wurde, vergaß in dieſem Augenblicke ihres Vaters Warnung, und bemerkte gegen die Bedienten, daß der kleine Schornſteinfeger nach vollendeter Arbeit ſich ganz allein im Kabinet befunden. Sie fügte hinzu, ſie glaube auch einige Verlegenheit an ihm bemerkt zu haben,

eine gewiſſe Bewegung, als Herr Destinval mit den Leuten herein getreten ſei u. ſ. w. Endlich vertraute ſie ihnen, doch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß ihr Vater ſelbſt Argwohn gegen den kleinen Savoyarden geſchöpft habe. Dann ging ſie hinunter, brachte dem Thürſteher den ihr aufgetragenen Befehl, und begab ſich dann ſchleunig wieder zu ihrem Vater.

»Nein,« wiederholte dieſer, »ich kann und will es noch nicht glauben, daß der arme Burſche ſich ſo weit vergeſſen habe. Ich will mich von ſeiner Unſchuld überzeugen. Sollte er aber ſchuldig ſein, nun ſo will ich ihm zwar eine derbe Lektion geben, ihm aber doch den Schimpf erſparen, und vielleicht die furchtbare Rache aller ſeiner Landsleute.«

Kaum hatte Herr Destinval dieſe Worte geſprochen, als man im Hofe ein Gekreiſch und den Schall von Peitſchenhieben vernahm, wodurch augenblicklich nicht allein alle Leute im Hauſe, ſondern auch die auf der Straße Vorübergehenden herbei gezogen wurden. Herr Destinval öffnete das Fenſter, und ſah, wie der arme kleine Savoyard von ſeinem großen Kameraden noch immer geſchlagen wurde, und wie er mit gefalteten Händen ſeine Unſchuld betheuerte. Herr Destinval eilte hinab, vermuthend, der Knabe habe den Diebſtahl bereits geſtanden, und geſonnen, ihn ſeinem traurigen Schickſal zu entreißen.

Seine Tochter folgte ihm, und bildete ſich gleichfalls ein, der Dieb ſei entdeckt. Aber wie groß war ihr Schmerz, als ſie einen der Bedienten, der den kleinen Schornſteinfeger noch immer bei den Haaren hielt, ſchreien hörte: »Ja ja, er iſt der Schuldige! er hat uns Alle dem kränkendſten Argwohn ausgeſetzt; er ſoll es theuer bezahlen!«

»Und welche Beweiſe habt ihr?« fragte Destinval durch den Haufen ſich drängend. »Gibt es einen ſtärkern Beweis,« antwortete der Bediente, »als Ihre eigene Anklage?« »Wer ſagt euch, daß ich ihn anklage?« »Mamſell Eliſe. Warum wollen Sie den kleinen Spitzbuben ſchonen, der uns Alle in Verdacht bringen konnte?«

»Wie, meine Tochter?« rief Destinval mit Unwillen, »du haſt das Geheimniß verrathen, welches ich dir auf die Seele band? — Nein! nein!« fügte er hinzu, »ich bezeuge auf meine Ehre, daß ich den Knaben nicht angeklagt habe. Nur ein Verdacht konnte mich ergreifen, und ich war weit entfernt zu glauben, als ich dieſen Verdacht meiner Tochter vertraute, daß ſie einen ſo grauſamen Gebrauch davon machen würde.«

Während er ſo redete, hatte ſich der kleine Savoyard zu ſeinen Füßen geworfen, bat um Gerechtigkeit, flehte um Barmherzigkeit. Eliſe, verwirrt und zitternd, ſah

die Folgen ihrer Unbeſonnenheit zu ſpät ein. Die erbitterten Domeſtiken, ſo wie die umſtehenden Fremden, die dem erſten Eindrucke nachgaben, verlangten mit lautem Geſchrei, der Dieb ſolle auf die Wache geführt, der Polizei ausgeliefert werden. Aber in dieſem Augenblicke rannte Eliſens Kammermädchen athemlos herbei, und überreichte ihrem Herrn die goldenen Schnallen, die ſie in dem Tuche gefunden hatte, welches während des Fegens über dem Kamine hing, und welches Eliſens Neubegier in Unordnung gebracht. Man denke ſich die Verzweiflung des jungen Mädchens, als ſie, gleich allen Umſtehenden, die Unſchuld des armen kleinen Schornſteinfegers erkennen mußte, der noch in dieſem Augenblicke um ihr Mitleid flehte. Faſt ohnmächtig ſank ſie in ihres Vaters Arme. Die Bedienten erbleichten, bereuend, daß ſie der kleinen Schwätzerin ſo leicht geglaubt. Die Fremden murrten und ſagten, es wäre abſcheulich, die Unſchuld ſo zu mißhandeln. Der große Savoyard wußte nicht, wie er ſeinen armen kleinen Kameraden für die voreilige Beſtrafung entſchädigen ſollte. Herr Deſtinval zeigte Eliſen die Striemen, mit welchen der Knabe bedeckt war. »Das iſt dein Werk!« ſagte er.

»Ach! ich will es wieder gut zu machen ſuchen!« rief Eliſe außer ſich, »ich will ihn ſelber pflegen und heilen, und, wenn Sie es erlauben, ihn in meine Dienſte nehmen; er ſoll mich nie wieder verlaſſen.«

»Ich willige darein,« sagte ihr Vater, »und möchte sein Anblick dich stets erinnern, daß das kleinste, voreilig ausgeplauderte, falsch ausgelegte Wort, so wie auch immer die Absicht sein mag, oft die schrecklichsten Wirkungen hervorbringt, ja das Unglück unsers ganzen Lebens veranlaßt!«

Die Haarwickeln.

Herr von St. Victor, vormaliger Wechſelagent, war Vater einer zahlreichen Familie geweſen, von der ihm aber, zum Troſt ſeines Alters, nur eine einzige der Töchter, die jüngſte, übrig geblieben war; alle die übrigen hatte ihm der Tod geraubt. Natürlich daß er ſeine ganze Zärtlichkeit in Theonien vereinte. Dieſe trat ſo eben aus der Kindheit. Ihrer Mutter war ſie längſt beraubt; eine alte, ehrwürdige Gouvernante, welche Zeugin ihrer Geburt geweſen war, hatte ſie erzogen, aber nicht verhindert, daß Theonie eine der abſcheulichſten Gewohnheiten angenommen, nämlich die, Alles nach ihrem Köpfchen zu thun, nur ihren Grillen und Launen zu folgen, oder dem, was ihre lebhafte, unerfahrne Einbildungskraft ihr eingab. Sie herrſchte in ihres Vaters Hauſe unumſchränkt.

Die Eigenſchaften einer liebenden, zarten Seele machten nach und nach einer lächerlichen Anmaßung, einer rauhen Härte Platz, und Theonie wurde ſelten gewahr, welchen Eindruck ihr Betragen auf alle ihre Umgebungen machte. Vergaß ein Bedienter irgend einen kleinen Auftrag, den Mamſell ihm gegeben, ſo wurde er auf das wegwerfenſte geſcholten. Erſchien ein anderer auf den erſten Laut der gezogenen Klingel einen Augenblick zu ſpät, ſo war das ein Verbrechen, welches die heftigſten Vorwürfe, und wohl gar die Drohung, aus dem Hauſe gejagt zu werden, nach ſich zog. Ueberſprang das Kammermädchen aus Verſehen ein einziges Loch im Schnürleibe, ſo glühte Theonie vor Zorn, ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie mit bellender Stimme: »ich bin ja ganz ſchief geſchnürt! Du biſt auch ſo

linkisch, so ungeschickt —" Machte das Mädchen ihr die Haare zurecht, so fand sie, daß das Haar nicht genug in Locken falle, oder daß es ihr die Augen bedecke, ihr lästig werde, unausstehlich sei. Probirte man ihr ein Kleid an — es saß abscheulich; die Taille war ohne Grazie, der Besatz zu dick, die Ermel nicht genug gefaltet, und tausend dergleichen Kritteleien. Der Bediente, der bei Tische aufwartete, konnte ihr nie den Teller zu rechter Zeit geben. Immer mußte sie, nach ihrer Behauptung, mehrere Male zu trinken fordern, ehe sie es erhielt, und dann goß man ihr entweder zu viel oder zu wenig Wasser unter den Wein. Noch weit schlimmer war man daran, wenn man ihr Schuhe brachte, die waren zu lang, zu kurz, zu weit, zu eng, die machten ihren Fuß abscheulich, und hatten nie die Farbe, welche sie verlangte. Die ganze Welt hatte sich gegen sie verschworen, ihr zuwider zu handeln, sie ärgerlich zu machen. Von solchem ewigen Kritteln und Belfern und Zanken litt, ihren Vater ausgenommen, das ganze Haus. Theoniens Launen und Despotismus wurden endlich so unerträglich, daß die meisten Domestiken sich gegen ihren Vater beklagten und fort zu gehen beschlossen, so sauer es ihnen auch ankam einen so guten Herrn zu verlassen. St. Victor seufzte im Stillen über das Betragen seiner Tochter, wollte sie aber nur durch ein Mittel, das er schon lange im Sinne hatte, zur Sanftmuth zurück führen. Er befahl nämlich den Leuten, wenn Mamsell schreie und zanke, gar nicht zu thun als ob sie es hörten; gar nicht darauf zu antworten, als durch ein Lächeln, und vor allen Dingen ihren Befehlen

nie zu gehorchen, wenn sie sie krittlich oder anfahrend ertheile. Dieser Plan wurde treulich ausgeführt. Rief Theonie Einen der Leute mit ihrer gewöhnlichen Härte, so kam Niemand: fragte sie etwas, befahl sie etwas mit ihrem gewöhnlichen Uebermuth, so lachte ihr Jeder in's Gesicht, entfernte sich mit Achselzucken, und ließ sie in einen Erstaunen zurück, dem nur ihr Zorn gleich kam. Natürlich eilte sie gleich zum Vater, beklagte sich bitterlich, und meinte, der Verwegene, der sich unterfangen, ihr den gebührenden Respekt zu versagen, werde sogleich fortgejagt werden. Aber St. Victor antwortete ihr sehr ruhig: »du hast ganz Recht, es scheint in der That, als ob alle unsere Leute sich verabredet hätten, dir nicht mehr zu gehorchen; aber bist du nicht vielleicht selber Schuld daran? ich habe oft gesehen, daß du hart mit ihnen umgegangen, daß du ihre Dienste und ihre Geduld mißbraucht hast, deine alte Bonne selbst nicht ausgenommen, die indessen weniger dabei leidet, weil sie dich von Kindheit auf erzogen, und mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt. Vergiß nicht, meine Tochter: das sicherste Mittel gut bedient zu werden, ist, wenn man sich so benimmt, daß die Leute ein Vergnügen darin finden, ihre Pflichten zu erfüllen. Ich selber gebe dir den Beweis davon. Ich bin der Herr vom Hause, und habe hier ein größeres Recht zu befehlen, als du, aber nie lasse ich das meinen Leuten fühlen; auch sind sie Alle mir eben so eifrig ergeben, als sie dir abgeneigt sind.«

Bei diesen Worten zog er mehrere Male hinter einander stark an der Klingel, und augenblicklich stürzten die Leute

von allen Seiten herbei. Der Kammerdiener fragte: »Was ist dem Herrn begegnet?« — Ein Bedienter folgte diesem auf dem Fuße: »Ist der Herr krank?« — Der Kutscher sogar stolperte eilig die Treppe herauf und rief: „Ist Feuer bei Ihnen ausgebrochen?“ Auch die alte Bonne eilte zitternd herbei: »Es ist doch meiner lieben Kleinen nichts widerfahren?« — »Siehst du wohl, mein Kind?« sagte der Vater zu seiner Tochter. — „Nein, liebe Freunde,“ fuhr er fort, indem er sich zu den Leuten wandte, und sie Alle bewegt ansah, »ich habe nur Theonien eine Probe eures Diensteifers geben wollen, weil sie behauptete, man könnte nichts von euch erhalten.“ Die Leute verstanden den Wink ihres Herrn und entfernten sich Einer nach dem Andern lächelnd und mit Achselzucken.

Theonie, aufgebrachter als jemals, erklärte ihrem Vater, sie sei entschlossen, kein Wort, gar kein Wort mehr mit den Leuten zu reden, und ihrer Dienste ganz zu entbehren.“ »Möge sie gebrauchen wer da wolle!“ rief sie erbittert, »Keiner soll den Fuß mehr in mein Zimmer setzen; selbst nicht meine alte Gouvernante.“ »Dann wirst du nie gestört werden,“ antwortete der Vater sehr ruhig. »Alles will ich selber besorgen, mein Zimmer, mein Bett, meine Toilette —“ »Dann bist du sicher, daß Alles so gemacht wird, wie du es haben willst.“ »Auch bei Tische soll mich keiner bedienen. Ich werde Alles, was ich brauche, neben mir auf ein Tischchen stellen.“ »Sehr wohl, meine Tochter, das kann geschehen, und es wird mir sogar ein großes Vergnügen machen, allen diesen Leuten zu beweisen, daß wir sie entbehren können, und gar nicht nöthig haben, sie theuer zu

bezahlen.» Noch am selbigen Tage hielt die kleine, launenhafte Person Wort. Sie schenkte sich selbst zu trinken ein, holte die Teller, schnitt ihr Brot, und sah dabei die Bedienten boshaft lächelnd an. Sie stellten sich sämmtlich erstaunt über diese Verwandlung. Freilich zerbrach sie eine Karafine von Kristall und einen Teller von Porzellan, goß auch rothen Wein auf ihre Serviette; allein der Vater sagte mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: »Man muß Lehrgeld geben, und sich an Alles gewöhnen.»

Am Abend, als Theonie aus der Komödie kam, legte sie selber ihren Shawl fein ordentlich zusammen, verschloß ihren Hut und ihre Handschuh. Das Kammermädchen kam um sie loszuschnüren, auszukleiden, ihr die Haare in Wickeln zu legen, so wie sie es alle Abende zu thun pflegte.»Ich habe dich nicht nöthig,» sagte Theonie sie anfahrend, »ich habe ein Korset gekauft, welches von vorn geschnürt wird, ich werde mich selber auskleiden, mir selber die Haare aufwickeln. Ja ja, lache nur und wiege dein Köpfchen; es wird doch geschehen.»

Endlich kam auch die alte Bonne, forderte den Schlüssel zu Theoniens Schlafzimmer, wollte ihr Bett machen und sie schlafen legen; allein sie schlug es rund ab, so beweglich auch die gute Frau bat.

Am meisten erstaunten Alle, und der Vater selber, als Mamsell am andern Morgen selbst ihr Zimmer fegte, putzte, aufräumte und ihr Bett machte. Freilich zerbrach sie dabei einen großen Toilette-Spiegel, zerriß eine Fußdecke von gesticktem Mousselin, und beschüttete ein Sofa von himmelblauem Atlas mit Oel; allein der Vater wiederholte ganz

gelaſſen: »man muß Lehrgeld geben, und ſich an Alles gewöhnen.« Jetzt wollte Theonie auch bei ſich einheizen. Mit einem Feuerzeug ausgerüſtet, welches ſie Tages zuvor gekauft hatte, übte ſie ſich im Feuer anſchlagen, es gelang ihr auch den Schwamm zu entzünden, und gleich darauf loderten in hellen Flammen einige Bündel Reisholz, die ſie in ihrem Kamine aufgeſchichtet hatte. Sie verbrannte ſich freilich die Finger ein wenig dabei, ſchlug ſich mit dem Stahl mehrere Male auf die Finger, und hätte durch die allzugroße Menge der Reisbündel beinahe das Haus in Brand geſteckt; allein zum Glücke kam ihr Vater zu rechter Zeit dazu, half löſchen, und ſagte ſehr ſanftmüthig: »Man muß Lehrgeld geben.« Einige Stunden nachher erſchien Theonie im Speiſeſaale, wo mehrere eingeladene Gäſte ſich verſammelt hatten. Man konnte nicht umhin, die Unordnung in ihrer Toilette zu bemerken. Ihr Kleid ſaß ſchief, und bildete auf den Schultern ſehr lächerliche Falten. Ihr Korſet war ſo wunderlich zugeſchnürt, daß es ihr bis unter das Kinn reichte, und ihren hübſchen Hals ganz verſteckte, den ſie vergebens mit einem reichen, eleganten Halsbande verziert hatte. Ihr Halstuch hing über die eine Schulter herab, während die andere entblößt war. Ihr Gürtel, von vorn recht artig angelegt, zeigte von hinten einen dicken, zerzauſten Knoten; aber — was mehr als Alles denjenigen auffiel, die gewohnt waren, ſie immer ſorgfältig coiffirt zu ſehen, ihr Haar, das ſie ſelbſt aufgewickelt hatte, war nicht ein bischen kraus, ſondern hing ihr glatt in's Geſicht, bedeckte ihre hübſchen Augen, und verſtellte ſie dermaßen, daß

Jedermann lachend fragte: woher dieſe ſeltſame Verwandlung? — St. Victor theilte der Geſellſchaft die großen Entſchlüſſe ſeiner Tochter mit, und ſtellte ſich, als ob er ſie billige.

Indeſſen fühlte ſich Theonie tief gekränkt durch das ſpöttiſche, allgemeine Lachen über ihre neue Toilette. Am empfindlichſten war ihr, zu hören, daß ihre glatten Haare ihr Geſicht entſtellten. Nachläſſig gekleidet ſcheinen, das mag noch hingehen; aber häßlich, wenn man hübſch iſt, das iſt zu arg! das überſtieg ihre Kräfte! Sie beſchloß daher, die Haarwickeln ganz wegzuwerfen, und, um ſich einen ſchönen krauſen Tituskopf zu verſchaffen, brannte ſie noch am ſelbigen Abend ihr Haar mit dem Eiſen. Freilich verbrannte ſie ſich das Ohrläppchen und zeichnete ſich auch ein Mahl auf der Stirn; aber ſie ertrug es heldenmüthig, ſetzte ihr Nachthäubchen auf, und legte ſich mit der ſüßen Hoffnung ſchlafen, am andern Morgen zierlicher als jemals coiffirt zu erſcheinen, und dadurch zu beweiſen, daß ſie Jedermann entbehren könne.

Aber wie entſetzte ſie ſich beim Erwachen, als ſie das Nachthäubchen abnahm, und faſt ſämmtliche Haarwickeln mit ſammt dem gebrannten Haare, welches ſie enthielten, zu ihren Füßen fielen. Zitternd fuhr ſie mit der Hand nach dem Kopfe, zitternd trat ſie vor dem Spiegel, und erkannte nun, aber zu ſpät, daß das Eiſen, deſſen ſich zu bedienen ſie ungewohnt war, viel zu heiß geweſen, und alle ihre Haare weggebrannt hatte. Ein Schrei der Verzweiflung entſchlüpfte ihr. Alle Leute im Hauſe, die alte Bonne ausgenommen, ſtürzten herbei, und würden aus vollem Halſe

gelacht haben, wenn nicht die Thränenströme, welche Theonie vergoß, sie zurück gehalten hätten.

Auch den Vater hatte ihr Geschrei herbei gezogen, und weniger schonend als seine Leute, lachte er recht von Herzen über den Kahlkopf, auf dem noch hin und wieder Büschel gebrannter Haare standen, und sehr seltsam gegen das niedliche Gesichtchen abstachen, dem sie noch Tages zuvor eine Zierde geliehen hatten. Man war genöthigt, nun auch das übrige Haar noch abzuschneiden. Länger als sechs Monate mußte Theonie eine Perücke tragen, die zwar nach der Farbe ihres Haares gewählt war, doch sie bei weitem nicht so gut kleidete. Nun fühlte sie endlich, daß man, ohne den Beistand derer, welche die menschliche Gesellschaft größtentheils bilden, unmöglich in derselben leben kann. Sie bekannte Allen ihr Unrecht, bat, es zu vergessen, und wurde so sanft, so nachsichtsvoll als sie zuvor herrisch und schwierig gewesen. Alle traten ihre Dienste wieder bei ihr an, wurden durch ihre Freundlichkeit gefesselt, und verdoppelten den Eifer ihr zu dienen.

Endlich wuchsen auch die schönen Haare wieder, die Perücke wurde weggeworfen; Theonie erschien hübscher als jemals, die Sanftmuth und Selbstzufriedenheit erhöhten ihre Reize. Nur das mit dem Eisen gebrannte Mahl auf der Stirn hinterließ eine zwar leichte, aber unvertilgbare Narbe, und so oft Theonie in den Spiegel sah, schien diese Narbe ihr zuzurufen: Alles selbst machen wollen, übersteigt unsere Kräfte, und, wo wir auch sein mögen, wir bedürfen Alle Einer des Andern.

Es ist gefährlich an den Thüren zu horchen.

Unter allen Fehlern iſt die Neugierde derjenige, der die Seele am meiſten herabwürdigt, und die empfindlichſten Demüthigungen zuzieht.

Frau von Wolmar, die reiche Witwe eines verdienten See-Offiziers, hatte drei Kinder, zwei Knaben, Julius und Adolph, und eine Tochter, Klara. Alle drei machten das Glück ihrer angebeteten Mutter. Die beiden Brüder wollten in die ehrenvollen Fußtapfen ihres Vaters treten, und ihre glühende Einbildungskraft war ſchon mit den Heldenthaten der Duquesne, Jean Bort und Duguay Trouin angefüllt. In den Ferien der Marine-Schule, wo ſie erzogen wurden, waren ſie nach dem Schloſſe Wolmar, nicht weit von Paris, gekommen, und ihre Ankunft hatte große Freude bei Mutter und Schweſter hervorgebracht.

Klara beſaß ein vortreffliches Herz und tauſend liebenswürdige Eigenſchaften, nur wurden ſie oft alle durch eine Neugierde verdunkelt, die bis zu dieſem Tage unbezwinglich geblieben war. Hundertmal hatten die Bedienten ſie ſchleichend und horchend ertappt. Die Mutter ſelbſt, wenn ſie mit irgend Jemand ſich insgeheim unterredete, hatte ſie mehr als einmal an ihrer Thür gefunden; bisweilen auch wohl im Kabinet hinter einem Schrank verſteckt,

um Alles zu erlauern. Weder Furcht noch Beſchämung konnten dieſe unerſättliche Neubegier heilen. Auf Spazirgängen war ſie ſtets ſo beſchäftigt, auf jedes Wort zu lauſchen, was um ſie her geſprochen wurde, daß ſie nie, weder die an ſie gerichteten Fragen beantwortete, noch für die verſtändigen Bemerkungen ihrer Mutter Ohren hatte. Mit Schmerzen fühlte Frau von Wolmar, daß Geduld und Ermahnungen eine eingewurzelte böſe Gewohnheit nicht auszurotten vermögen. Sie beſchloß daher, ſo ſtark als möglich auf der Tochter Einbildungskraft zu wirken. Eines Abends führte ſie dieſelbe in den Garten der Tuilerien, wo eben ein großes Gedränge von Spazirgehenden war. Als nun Klara wie gewöhnlich bemüht war, jedes Wort aufzuſchnappen, und darüber gar nicht mehr auf ihre Mutter achtete, ſo verlor ſich dieſe mit Fleiß plötzlich im Gedränge, und ließ nur einen alten Bedienten zurück, dem ſie ihr Geheimniß anvertraut, und der, hinter einem Baum verſteckt, die Verwirrung der Neugierigen beobachten, ihr von fern folgen ſollte. Klara, vom Lauſchen und Horchen ermüdet, wollte ſich endlich zu ihrer Mutter wenden, ſah aber mit großem Schrecken ſich allein, zitterte, wußte nicht, was ſie anfangen ſollte; Angſt und Verdruß preßten ihr Thränen aus. Sogleich wurde ſie von einer Menge Menſchen umringt, deren Fragen ſie noch mehr verwirrten. Sie wagt es nicht einmal, ihren Namen zu nennen; ſie geht einige Schritte, kehrt wieder um, entfernt ſich wieder, kommt noch einmal zurück, ſucht mit den Au-

gen, und kann sich gar nicht einbilden, daß ihre Mutter sie einer so grausamen Verlegenheit Preis gegeben. Endlich, der vielen Fragen überdrüssig, und durch das Gelächter Anderer empfindlich gekränkt, beschließt sie, die Tuilerien zu verlassen, und zu versuchen, ob sie ganz allein das Quartier von Luxemburg, wo ihre Mutter wohnte, erreichen könne. Als sie der Pforte sich nähert, begegnet ihr der alte Bediente, der ihr von fern nachgeschlichen war. Sie läuft auf ihn zu, bittet um seinen Beistand, erzählt das seltsame Abenteuer, und äußert ihre Angst wegen des plötzlichen Verschwindens ihrer Mutter. Ein Lächeln, welches dem braven Kerl entschlüpft, gibt ihr wieder Muth; sie erräth nun die Absicht der Frau von Wolmar, und von dem Alten begleitet, geht sie zu Fuße nach Hause, wo ein derber Verweis ihrer harrte, und ihr versichert wurde, daß sie jedesmal eben so werde verlassen werden, wenn ihre Neugier sie verleite, statt auf ihre Mutter zu hören, sich blos mit dem zu beschäftigen, was die Vorbeigehenden sagten, und was noch obendrein oft gefährlich, ja ihre Sittsamkeit verwundend sein könnte. Allein vergebens hatte Frau von Wolmar sich geschmeichelt, auf diese Weise ihre Tochter zu bessern, deren Neugierde mit neuer Stärke überhand nahm. Besonders fand sie, während des Besuchs ihrer Brüder, Gelegenheit, dies traurige Talent zu üben. Adolph und Julius ertappten sie alle Augenblicke, wie sie ihnen nachschlich und jedes ihrer Worte auffing. Schon hatten sie durch allerlei Schelmereien sie davon zu entwöh-

nen verſucht. Eines Tages unter andern, als ſie in ihrem Zimmer mit einander plauderten, wurden ſie hinter der halb offenen Thür den weißen Zipfel eines Kleides gewahr, den ein Lüftchen hin und her bewegte. Sie erriethen ſogleich, wem dieſer Zipfel angehöre, und gaben ſich verſtohlene Winke. Adolph ſchlich leiſe nach der Thür, zog ſie raſch an ſich, und klemmte dadurch Klarens Rock ſo feſt ein, daß es ihr unmöglich war, ſich los zu machen. Durch Schreien wollte ſie ſich nicht verrathen, um nicht ausgelacht zu werden; blieb ſie aber ſo angenagelt, wie leicht konnte Jemand vorübergehen, und ihrer Mutter die peinliche Lage, in der ſie durch ihre Neugier ſich befand, hinterbringen. Sie beſchloß daher in der Angſt, ihr Kleid auszuziehen, und im bloßen Hemde in ihr Zimmer zu entſchlüpfen. Aber ſie hatte noch einen großen Vorſaal zu durchlaufen, in dem ihr ein Gärtnerburſche begegnete, der aus Leibeskräften ſchrie: »Ach mein Gott! welch ein Geſpenſt iſt das!« Die beſchämte Klara wich zurück, erreichte eine Winkeltreppe, und kam endlich, von Furcht und Froſt geſchüttelt, zu der Kammerfrau ihrer Mutter, von der ſie denn auch mit Spöttereien nicht verſchont wurde. Indeſſen holte ſie der beſtraften Neugierigen doch andere Kleider, in welchen ſie bald nachher wieder im Saale erſchien, wo ſie die Neckereien ihrer Brüder und die mütterlichen Verweiſe ertragen mußte; denn die beiden Schelme hatten das erbeutete Gewand der Frau von Wolmar gebracht.

Ein anderes Mal, es war gegen Ende des Herbſtes, hatte Frau von Wolmar die Jugend aus der ganzen Nachbarſchaft zu einem Balle eingeladen, den ſie um ihrer Söhne willen veranſtaltete, die nun bald in die Marine-Schule zurückkehren ſollten. Klärchen war an dieſem Tage ſehr niedlich geputzt. Schon eine Menge Gäſte hatten ſich eingefunden. Adolph und Julius waren noch auf ihrem Zimmer beſchäftigt, einigen jungen Leuten ihre Seekarten und Zeichnungen vorzuweiſen. Ein kleines Geräuſch, welches der Schlüſſel an der Thüre machte, ließ ſie errathen, daß die Schweſter durch das Schlüſſelloch gucke. Julius, der gern einen luſtigen Streich ausgehen ließ, zugleich ſeine Schweſter aufrichtig liebte, und von Herzen wünſchte, ihr den garſtigen Fehler abzugewöhnen, ſtellte ſich, als müſſe er einen Augenblick hinausgehen. Wie der Wind entſchlüpfte Klara. Julius hatte ein Stück Reisblei mitgenommen, mit welchem er von außen über das Schlüſſelloch, und zwar in verkehrter Ordnung, die beiden Worte ſchrieb: Unheilbare Neugier. Dann ging er wieder hinein, machte die Thür hinter ſich zu, ſchwatzte und lachte mit ſeinen Freunden.

Kaum hatte das Geſpräch auf's neue begonnen, als auch Mamſell Klara leiſe wieder herbei ſchlich, um zu horchen, und, da ſie gewahr wurde, daß man den Schlüſſel abgezogen hatte, ſo wollte ſie doch auch ſehen, was im Zimmer vorging, und legte das Auge an das Schlüſſel-

loch, wodurch sie ihre Stirn gerade auf die Stelle drückte, wo die beiden verrätherischen Worte verkehrt geschrieben standen. Diese prägten sich nunmehr, ihr unbewußt, in ganz richtiger Ordnung auf ihre Stirn, und so gezeichnet trat sie bald darauf in den mit Gästen angefüllten Saal.

Sobald Frau von Wolmar den Streich gewahr wurde, den man ihrer Tochter gespielt, freute sie sich im Stillen darüber, und bat Jedermann, ihr nichts merken zu lassen. Klara tanzte wirklich zwei Stunden mit diesem bösen Steckbrief auf der Stirn, bemerkte aber doch endlich, daß der Eine, wenn er sie ansah, mit Mühe das Lachen unterdrückte, der Andere, mit dem Finger auf sie deutend, seinem Nachbar in's Ohr flüsterte, und sich auf ihre Kosten zu belustigen schien.

Sie wurde unruhig, und weil sie vermuthete, daß etwa an ihrem Putz etwas in Unordnung gerathen sein möchte, so eilte sie vor einen Spiegel, wo sie denn sogleich die häßliche Inschrift erblickte und begriff, daß sie mehrere Stunden lang der ganzen Gesellschaft zum Gespött gedient hatte. Sie schrie laut auf, lief davon, verschloß sich in ihr Zimmer, und kein Zureden konnte sie bewegen, wieder auf dem Balle zu erscheinen.

Julius bekannte sich als den Urheber der Neckerei, und war untröstlich über den heftigen Eindruck, den sie auf seine Schwester gemacht hatte. Zwanzigmal war er

an ihrer Thür, sie anflehend, mit ihm zurück in den Saal zu kehren, allein vergebens! sie antwortete blos: »Nie werde ich den abscheulichen Streich vergessen! nie soll man mich wieder sehen!« Der Ball ging zu Ende ohne sie.

Frau von Wolmar tröstete den Bruder durch die Versicherung, daß er seiner Schwester einen wichtigen Dienst geleistet habe. Doch um ihn nicht mit ihr zu entzweien, mußte er und die ganze Gesellschaft ihr versprechen, den Urheber der heilsamen Lehre Klaren nicht zu verrathen. Am andern Morgen erschien Klara vor ihrer Mutter. Aerger und Scham hatten der Ueberlegung Platz gemacht. Weit entfernt zu klagen oder zu murren, umarmte sie Frau von Wolmar mit Innigkeit und Ruhe, und gestand, daß sie die ganze schlaflose Nacht damit zugebracht habe, die Gefahren zu erwägen, denen ihre verdammte Neugierde sie aussetze. Sie schwur, daß sie den festen Vorsatz gefaßt habe, nie wieder zu horchen, was auch um sie her gesprochen werden möchte. Endlich bat sie sogar ihre Mutter sehr ernstlich, ihr denjenigen zu bezeichnen, der die Inschrift, von welcher noch Spuren auf ihrer Stirn waren, über das Schlüsselloch gemalt hatte, und versicherte, daß sie ihn als ihren besten Freund betrachte, ihn ewig lieben werde. Die bis zu Thränen gerührte Mutter umarmte das reuige Kind, ließ die Brüder rufen, und stellte Julius, als den Anstifter der Neckerei, Klaren vor. »Ich hatte es halb und halb vermuthet,« rief Klara

und warf ſich in ſeine Arme. »Wie froh bin ich, gerade ihm einen ſo wichtigen Dienſt zu verdanken, und in meinem älteſten Bruder meinen redlichſten Freund zu finden!« Julius erwiederte ihre Liebkoſungen mit Rührung und einigem Stolz auf den guten Erfolg ſeines Einfalls. Er bat die Mutter, vor ſeiner Abreiſe das kleine Tanzfeſt zu erneuern, deſſen Klara durch ihn beraubt worden. Es geſchah, und diesmal trat Klärchen an der Hand ihres geliebten Bruders, zwar mit niedergeſchlagenen Blicken, aber unter dem Zujauchzen aller Gäſte in den Saal, wo Julius, ſtatt jener häßlichen Inſchrift, einen Kranz von weißen Roſen, das Sinnbild der Herzensreinheit, auf ihr Haupt ſetzte. Klärchen, ſanft bewegt, fühlte in dieſem Augenblicke: daß die erworbene Kunſt, ſich ſelbſt zu überwinden, die größte Zufriedenheit, das größte Glück gewährt; und daß Lächerlichkeiten, böſe Gewohnheiten, ja ſelbſt Fehler der auf Vertrauen gegründeten Selbſtbetrachtung weichen.

Der Großvaterſtuhl.

TAYLOR INST. OXFORD

Limé, ein sehr betagter Rechtsgelehrter, fühlte schon lange des Alters Schwächen, die ihn oft nöthigten, in seinem Sorgenstuhl zu bleiben, wo ihn Frau von Rainefort auf das Zärtlichste pflegte. Sie war seine einzige Tochter, und Witwe eines Offiziers, der auf dem sogenannten Felde der Ehre geblieben. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn, Stephan, von zwölf Jahren, und eine Tochter, Alfonsine, um ein Jahr älter. Gestalt und Ton der Stimme dieser beiden Kinder glichen sich, aber weder ihre Charaktere noch ihre Neigungen. Stephan war lebhaft, fröhlich, einschmeichelnd, hatte nie Launen, blieb sich gleich gegen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe; den Stolz der Eigensucht kannte er nicht. Ihm galt nur das Verdienst der Menschen, ihn fesselte nur ihre Güte, ihre Freundlichkeit. Das Alles hatte er von seinem wackern Großvater gelernt, dessen Gesellschaft er oft der seiner Spielkameraden oder den glänzendsten Lustbarkeiten vorzog.

Alfonsine hingegen reizte nur was in's Auge fiel. Weil sie gut gewachsen und hübsch war, so glaubte sie, mit ihr sei nichts zu vergleichen. Nur Eleganz und Luxus schmeichelten ihrem Hochmuth, und nur seltene, Reichthum verrathende Gegenstände hatten Werth für sie. Talente üben, durch weibliche Tugenden die Seele zieren, schien ihr langweilig, überflüssig, verlorne Zeit.

Unter den kostbaren, eleganten Möbeln, welche den Gesellschaftssaal ihrer Mutter schmückten, befand sich auch ein alter Großvaterstuhl von Buchenholz, mit altem rothen Leder beschlagen, an dem die ehemals vergoldeten Nägel nur noch ein schwärzliches Metall zeigten, und hie und da Ueberreste von antiken, bestaubten Franzen herabhingen. Dieser Stuhl auf vier kleinen Rädern, und dessen Lehne man nach Gefallen herab lassen konnte, war der gewöhnliche Sitz des ehrwürdigen alten Limé, und behagte ihm weit mehr, als die modernen Möbeln, deren scharfe Formen und gekünstelte Stellungen ihm eben so lächerlich als unbequem vorkamen.

Stephan, der in diesem gothischen Erbstücke nichts weiter sah, als das Plätzchen, auf welchem sein lieber Großvater oft seine Leiden vergaß, hielt den Stuhl in großen Ehren, besserte ihn aus, und fügte gern alles hinzu, was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Alten beitragen konnte. Wenn der Winter nahte, brachte er am obern Ende eine Bedeckung an, die seines Großvaters kahles Haupt vor jedem Lüftchen schützen sollte. Kehrte der Sommer wieder, so setzte er ein Bänkchen von Nußholz vor den Stuhl, auf welchem er täglich durch frisch duftende Blumen in dem Alten die Erinnerung an dessen eigene Blütenzeit weckte. Oft rollte er den Stuhl mit der geliebten Bürde in die Sonnenstrahlen, die, den Greis erwärmend, ihm neue Kräfte, neue Munterkeit schenkten. Bisweilen

ließ er sich auch wohl durch das sanfte Herumrollen in den Schlummer wiegen, und lächelte dann im Schlafe so freundlich, als ob er das holde Kind segne, das seine Tage zu verlängern und zu verschönern so emsig bemüht war.

Alfonsine theilte diese Bemühungen nicht. Noch kein einziges Mal hatte sie den großen alten Stuhl gerollt, noch nie eine Blume davor gelegt. Es war ihr vielmehr eine Marter, das häßliche, schwerfällige Ding unter den reichen Stoffen und herrlichen Möbeln von Mahagoniholz zu sehen. Hätte sie nur gedurft, schon hundertmal hätte sie es entzwei geschlagen. »Ja,« sagte sie eines Tages sehr verdrießlich, »so bald mein Großvater todt sein wird, so laß ich seinen alten Stuhl verbrennen.« Der alte Limé hatte den Widerwillen seiner Enkelin gegen seinen lieben Stuhl wohl bemerkt, auch sogar die letzten harten Worte gehört. Sie drückten sein Herz, und er beschloß, ihr eine Lehre zu geben, die sie so bald nicht vergessen sollte. Unter dem Sitz des Großvaterstuhls hatte er, ohne daß irgend Jemand darum wußte, ein Kästchen anbringen lassen, von dem er allein den Schlüssel hatte, und in dem er seine Kostbarkeiten verwahrte. Jedes Alter hat seine Schwächen; Greise trennen sich so wenig als möglich von dem, was sie durch Fleiß und Sparsamkeit erworben haben. Eines Tages war Alfonsine zu einem Feste eingeladen, wo, wie sie wußte, die elegantesten Damen von ihrer Bekanntschaft erscheinen würden. Sie klagte laut, daß sie kein

Kleid habe, welches ſchön genug ſei; ſie wünſchte ſich beſonders einen Beſatz von künſtlichen Blumen, wie ſie eben damals von allen jungen Mädchen ihres Standes getragen würden; aber Frau von Rainefort, die ihre Tochter zu einer weiſen Sparſamkeit gewöhnen wollte, hatte ihr ein beſtimmtes Monatsgeld für dergleichen ausgeſetzt, und das war bereits verſchwendet. Folglich mußte ſich die junge Kokette entſchließen, ein einfaches weißes Florkleid anzuziehen. Jetzt bereute ſie, ihr Monatsgeld für Kleinigkeiten verſchleudert zu haben, und ließ ihren Verdruß in Gegenwart ihres Großvaters ausbrechen, der ſich aber ſtellte, als achte er nicht darauf.

Als ſie, einige Stunden nachher, ihre Klagen wiederholte, ſagte der Greis lächelnd: »Nun wohl, mein Kind, um dich für deine ärmliche Toilette zu entſchädigen, ſei einmal deinem Großvater nützlich, nimm dieſen Schlüſſel, und hilf mir da unter dem Stuhle etwas öffnen, hier auf dieſer Seite.«

Alfonſine erröthete und war unſchlüſſig, denn ſie bildete ſich ein, es ſei die Rede von einem gewiſſen verborgenen Gefäß, welches man unter ſolchen Stühlen zu finden pflegt. Sie will ſich entſchuldigen, ſie ſtellt ſich, als könne ſie das Schloß nicht öffnen. — Der Alte beluſtigt ſich an ihrem Irrthum. Endlich dreht ſie den Schlüſſel zitternd und den Kopf wegwendend um, öffnet — und erblickt ein niedliches Körbchen, mit Wohlgerüchen ge-

ſchwängert, mit blauem Atlas gefüttert, in dem ein vollſtändiger Beſatz von den ſchönſten weißen Roſen liegt. Nun begriff ſie die freundliche Lehre ihres Großvaters, geſtand, ſie ſei noch nie ſo angenehm überraſcht worden, und eilte mit dem unerwarteten Geſchenke, das Florkleid zu ſchmücken. Allein ihr Widerwille gegen den alten Großvaterſtuhl war dadurch noch immer nicht ganz vertilgt worden. Sie konnte ſich durchaus nicht daran gewöhnen, ihn unter den modernen Plauderſitzen und Gondeln des Geſellſchaftsſaales figuriren zu ſehen. Zwar äußerte ſie das nicht mehr laut, doch ſobald Limé nicht zugegen war, ſchob ſie ihn in einen Winkel, und ſuchte ihn auf allerlei Weiſe zu verſtecken. Ein ziemlich ſeltſames Abenteuer zerſtörte jedoch plötzlich ihren Widerwillen für immer, und machte ihr den Großvaterſtuhl eben ſo lieb, als er ihr zuvor verhaßt geweſen.

Es war ein Carneval. Alfonſine ſollte, bei einer ihrer Freundinnen, wo eine Menge ihrer Geſpielinnen ſich verſammelten, als ein altes Mütterchen verkleidet erſcheinen, in einem weiten Faltenrocke, mit langen dreifachen Manſchetten, ein Schmetterlings-Kopfzeug auf dem Haare, und Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine runzlichte hämiſche Larve ſollte vorgebunden werden, und kurz, es mangelte nichts, um ſie, im Frühling ihres Lebens, als ein ſiebzigjähriges Mütterchen auftreten zu laſſen. Ihre Mutter hatte Alles mit Vergnügen angeordnet. Stephan, als eleganter Jockei gekleidet, ſollte der alten Baronin die Schleppe

tragen, und so mit ihr den triumphirenden Einzug in die glänzende, fröhliche Versammlung halten, wo man sie erwartete. Es war ausdrücklich verabredet, daß Väter und Mütter dabei nicht zugelassen werden sollten. Nur die Frau vom Hause hatte es übernommen, über das lustige, sich selbst überlassene Häuflein die Aufsicht zu führen. Um die alte Baronin ganz vollkommen darzustellen, hatte Alfonsine die Unbesonnenheit begangen, ohne daß irgend Jemand darum wußte, diamantene Ohrgehänge von ziemlich großem Werthe aus ihrer Mutter Schrank zu nehmen, die sie nicht eher in die Ohren hing, als bis sie bei ihrer Freundin angekommen, und wodurch sie allerdings die Täuschung noch erhöhte.

Sie fand allgemeinen Beifall. Jedermann gestand, sie habe die reichste und abenteuerlichste Maske, die man je gesehen. Sie war entzückt, ihrer Eigenliebe geschmeichelt. Freudetrunken, und mit der ganzen Unbesonnenheit ihres Alters, nahm sie Theil am Tanze und an allen den kleinen dazwischen gemengten Spielen. Endlich schlug die Mitternachtstunde, ein fataler Klang, denn er rief den Befehl der Eltern in's Gedächtniß, nach Hause zu fahren. Seufzend gehorchte auch Alfonsine und Stephan. Von einem alten Bedienten begleitet, fuhren sie heim, und fanden ihre Eltern schon schlafend. Aber welch ein Donnerschlag für Alfonsine, als sie, um sich auszukleiden, vor den Spiegel trat, und Eines von ihrer Mutter Ohrgehängen

vermißte! Sie ſtieß einen lauten Schrei aus und ſchwamm in Thränen. Der gute kleine Stephan lief alſobald zurück in das Haus, wo der Ball geweſen war, ſuchte und fragte überall, aber vergebens. »Was wird meine Mutter ſagen!« rief Alfonſine, »o wie hart bin ich für meine Thorheit beſtraft! — Ein ſo entſetzlicher Verluſt! vielleicht von —« »Zweitauſend Thalern,« ſagte Stephan, wie haſt du es doch gewagt ohne Wiſſen der Mutter — ich dachte, ſie ſelber hätte dir den koſtbaren Schmuck geliehen. Ach! das wird ihr vielen Kummer machen!« Die armen Kinder brachten die Nacht in der furchtbarſten Unruhe zu, beſonders Alfonſine, die kein Auge ſchließen konnte. Natürlich ſahen beide am andern Morgen ſehr erſchöpft aus. Man hielt das für Nachwehen des Balls. Mehrere Tage verſtrichen. Der Großvater bemerkte, daß ſein Liebling, Stephan, nicht mehr ſo heiter als gewöhnlich war, nicht mehr jene freie Zuverſicht äußerte, welche ein reines Herz beweiſt, und die Jugend ſo wohl kleidet. Er drang in ihn, und Stephan verſchwieg ihm das Unglück nicht, ſchilderte ihm Alfonſinens Verzweiflung.

»Wohlan,« ſagte der Greis, »verſchaffe mir das andere Ohrgehänge; es darf aber Niemand darum wiſſen, und am wenigſten deine Schweſter. Geh', mein gutes Kind, und beruhige dich.« Stephan gehorchte augenblicklich und befolgte ſeines Großvaters Vorſchrift auf das Pünktlichſte.

Einige Zeit nachher wurde Frau von Rainefort zu einem großen Diner eingeladen; Alfonſine vermuthete, daß ſie an dieſem Tage ihre Ohrgehänge werde gebrauchen wollen, und in dieſer Angſt kam auch ſie jetzt zu dem Alten, und ſchüttete ihr gequältes Herz vor ihm aus. Er ſaß gerade in ſeinem Großvaterſtuhle, den Stephan im Saale herumrollte. Bei der Enkelin herzbrechender Erzählung lächelte er, gab ihr abermals ſeinen Schlüſſel, und ſagte, ſie möchte da unten aufſchließen. Diesmal ließ Alfonſine ſich das nicht zweimal ſagen: ſie ſchloß haſtig auf, und alſobald fielen ihre Blicke auf das Schmuckkäſtchen ihrer Mutter, in welchem ein neues, dem alten ſo völlig ähnliches Ohrgehänge lag, daß man beide unmöglich von einander unterſcheiden konnte. Anfangs glaubte ſie, das verlorne ſei wieder gefunden; als aber Stephan ihr erklärte, ſie habe die Beendigung ihrer Leiden blos der Zärtlichkeit und Großmuth des Greiſes zu verdanken, da ſtürzte ſie tief gerührt in des Großvaters Arme und ſchluchzte an ſeinem Buſen. Er drückte ſie ſanft an ſich, und ſagte mit dem rührendſten Ausdruck: »Wenn ich ſterbe, verbrenne meinen alten Stuhl nicht.«

Die beiden Uhren.

St. Alban, ein reicher Gutsbesitzer, hatte zwei Töchter, deren Neigungen eben so verschieden waren, als ihre Gesichtszüge. Clarisse, die Aelteste, war sehr hübsch, allein sie verunstaltete sich selber unaufhörlich durch Gesichterschneiden, durch lächerliche Angewohnheiten, besonders durch eine unerträgliche Vernachlässigung und thörichte Verschwendung. Amalie hingegen, die ein Jahr jünger war, verbarg unter großer Bescheidenheit eine Klugheit, einen Scharfsinn, die ihr schon oft den Vorzug vor ihrer Schwester erworben hatten. Zu glänzend, Aufmerksamkeit zu erregen, war das Bestreben der Einen; zu beobachten und aus Allem Nutzen zu schöpfen, die Lust der Andern.

Weihnachten war nicht fern, diese der Jugend so erwünschte Zeit, wo Fleiß und gute Aufführung durch Geschenke aller Art belohnt werden, wo aber auch nicht selten blinde Zärtlichkeit und Sucht, sich hervorzuthun, gefährliche Wirkungen veranlassen. St. Alban, sehr reizbar und pünktlich, aber von dem besten Herzen, führte seine Töchter in eines der reichsten Uhren-Magazine von Paris, und gab einer Jeden die Erlaubniß, sich eine Uhr zu wählen. Clarisse durchlief schnell mit den Augen die glänzendsten Uhren, und wählte eine sehr kleine, aber mit Diamanten besetzte, deren Schimmer sie geblendet hatte. Ohne zu fragen, ob die Uhr auch gut sei, und trotz der Bemerkungen, die man ihr darüber machte, bestand sie auf ihrer Wahl und hing sogleich das gebrechliche Kleinod an eine goldene Kette, die sie um den Hals trug.

Amalie hingegen sah in dem Anerbieten ihres Vaters blos den Vortheil, künftig immer die Stunde richtig zu wissen, in der er dies oder jenes zu thun pflegte, und dadurch im Stande zu sein, zu verhüten, daß er nie auf etwas warten müsse, denn er war sehr ungeduldig. Sie bat also den Uhrmacher, ihr nur eine einfache Uhr zu geben, auf die sie sich aber verlassen könnte. Es geschah. Sie empfing eine Uhr ohne alle Zierathen, und befestigte sie an eine Kette von dem Haar ihres Vaters, die sie immer trug.

Einige Tage nachher ließ Clarisse beim Frühstück sich erwarten, welches Punkt zehn Uhr eingenommen wurde. Man mußte sie rufen, und als der Vater ihr einige Vorwürfe darüber machte, antwortete sie mit ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit: »Meine Uhr geht zu spät.«

Bald darauf sollten mehrere Freunde bei St. Alban zu Mittag speisen, auch einige, welche nach der Tafel sehr wichtige Geschäfte hatten, die ihre Gegenwart zu einer bestimmten Stunde forderten. Er befahl daher seinen Töchtern, sich mit ihrer Toilette so einzurichten, daß sie mit dem Glockenschlag vier im Speisesaal erscheinen könnten. Amalie, deren Uhr sehr richtig ging, fand sich noch vor vier Uhr ein, und empfing die Gäste ihres Vaters mit ihrer gewöhnlichen Anmuth. Es schlug vier, Clarisse kam noch nicht. Der reizbare St. Alban, der seine Ungeduld nicht bemeistern konnte, ging selbst hinauf zu ihr, und fand sie im tiefsten Negligé am Flügel sitzend; sie dachte noch gar nicht daran, sich zur Tafel anzukleiden.

»Wie, Clarisse! du bist noch im Nachtkleide?« — »Ja, mein Vater, ich habe noch Zeit genug, es hat noch

nicht drei geſchlagen.» »Es hat vier geſchlagen!» rief St. Alban mit Hitze, »wir werden zu Tiſch gehen.» Mit dieſen Worten verließ er ſie haſtig und ſchlug die Thür hinter ſich zu. Clariſſe wiederholte ganz gelaſſen: meine Uhr geht zu ſpät. Indeſſen kleidete ſie ſich nun ſo ſchnell als ihr möglich war an, das heißt, noch immer langſam genug. Denn auch Koketterie war einer ihrer Gewohnheitsfehler, und ſo erſchien ſie bei der Tafel, als man den Nachtiſch auftrug. Allen, die es bedauerten, nur einen Augenblick ihrer Geſellſchaft zu genießen, antwortete ſie: »Entſchuldigen Sie mich, meine Herren, meine Uhr geht zu ſpät.»

Dieſer Ton der Sorgloſigkeit und beſonders die Ziererei, mit der ſie ſprach, waren ihrem Vater unausſtehlich, und er nahm ſich vor, ihr ſtarke Lehren zu geben, die zugleich ihre Eigenliebe und ihr Gefühl angreifen ſollten.

Er beſaß bei St. Cloud ein Landhaus, wo Pracht und Geſchmack wetteiferten. An jedem Sonntage verſammelte er daſelbſt eine auserleſene Geſellſchaft. Manche, die am Montage Morgen nichts in Paris zu thun hatten, übernachteten auch wohl dort, und in dieſem Falle wurde Montags das Frühſtück in einem nahen, ſehr reizend gelegenen Dorfe eingenommen. St. Alban, mit ſeinen Entwürfen ſchwanger, ſagte ſeinen Gäſten, daß, um die Hitze zu vermeiden, man Punkt acht Uhr den Weg dahin antreten werde. Den Bedienten, und vorzüglich ſeiner Tochter Amalie, befahl er Clariſſen ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen, und zu dieſer ſagte er blos beim Schlafengehen: »Ich hoffe, du wirſt morgen zu rechter Zeit fertig ſein. Vergiß nicht, daß wir Punkt acht Uhr fahren, und daß ich nie warte.»

Clariſſe, die am andern Morgen ein ſehr zierliches Morgenkleid zur Schau tragen wollte, zog ihre hübſche Uhr mit aller nur möglichen Behutſamkeit auf, ſtellte ſie nach der Wanduhr im Saale, und begab ſich ganz ruhig auf ihr Zimmer. Aber das kleine niedliche Ding, welches von ſeiner Beſitzerin nie zu rechter Zeit und oft gar nicht aufgezogen wurde, war ſchon zu ſehr in Unordnung gerathen, und blieb in dieſer Nacht noch mehr als gewöhnlich zurück. In dem Augenblicke, wo Clariſſe erwachte, zeigte die täuſchende Uhr nicht mehr als ſechs, indeſſen es ſchon acht geſchlagen hatte. Sie ſchlief alſo ganz ruhig wieder ein, und wachte nicht eher auf, als bis der Zeiger ihrer Uhr nicht weit von acht mehr war. Sie ſprang aus dem Bette, kleidete ſich ſchnell an, und begab ſich hinunter in den Saal, wo ſie denn mit großem Erſtaunen erfuhr, daß es bereits zehn geſchlagen, und daß die Geſellſchaft ſchon längſt fort ſei. Sie ſeufzte, weinte, verfluchte die allerliebſte Uhr tauſendmal, bat die Bedienten ſie nach dem Dörfchen zu führen, wäre es auch zu Fuße; allein das war ihnen ſcharf verboten worden, und ſie mußte ſich entſchließen, auf jeden Antheil an der herrlichen Luſtpartie Verzicht zu thun. Endlich gegen vier Uhr kam die Geſellſchaft zurück, und auf dem Geſicht der guten Amalie glänzte eine Freude, welche verrieth, daß irgend ein glückliches Ereigniß ihr widerfahren. »Ach Schweſterchen!« ſagte ſie zu Clariſſen, »du haſt viel verloren! die Partie war ſehr angenehm und beſonders ſehr glücklich!«

Hierauf erzählte ſie der trübſelig Zuhörenden, daß ſie, mit ihrem Vater im Gehölz ſpazirend, den Kaiſer auf der Jagd angetroffen; ein großer Theil des Hofes habe ihn

begleitet, und der ganze Wald sei von Jagdmusik ertönt. Begierig dem Sammelplatz etwas näher zu kommen, habe sie sich durch dickes Gebüsch gedrängt, und plötzlich mitten in einem großen, von Zweigen geflochtenen Saal eine junge Dame erblickt, die, von ihrem Pferde abgeworfen, ohne Besinnung gelegen. »Wir liefen zu ihr hin,« fuhr Amalie fort, »ich faßte sie in meine Arme, erwärmte sie an meinen Busen. Sie kam zu sich, öffnete ihre schönen Augen, dankte mir für den Beistand, den, ihr zu leisten, mir selbst so viel Vergnügen gewährt hatte, nahm diese goldene Kette von ihrem Halse, an der das Bildniß des Monarchen in Diamanten gefaßt hängt, und sagte mit unaussprechlicher Anmuth zu mir: So oft sie die Augen auf das Bild dieses großen Mannes werfen, so erinnern Sie sich, daß Sie einer seiner Schwestern Hilfe geleistet. — Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als auch schon eine Menge Offiziers und Höflinge herzu sprengten und die Prinzessin umringten. Sie verlangte durchaus meinen Namen, den meines Vaters, und genau den Ort zu wissen, wo unser Landhaus liegt, denn, sagte sie, indem sie in den Wagen stieg, Morgen will ich Sie besuchen, um Ihnen nochmals zu danken.« Die arme, reuige Clarisse wurde bei dieser Erzählung bald blaß bald roth, warf sogleich ihre prächtige Uhr weg, und schwur, sie nie wieder zu tragen. Aber ihr Verdruß und Kummer stiegen noch weit höher, als am andern Morgen die Prinzessin wirklich mit mehreren Damen ihres Gefolges kam, Amalien auf's neue ihren Dank ausdrückte, und sie mit Güte überhäufte. Sie wollte das liebe Mädchen sogar in Paris in ihrem Palast empfangen, und sagte, sie würde der Pflicht der

Dankbarkeit ſich nicht eher ganz entledigt glauben, bis ſie Amalien glücklich verheirathet habe. Clariſſe hörte das Alles mit tiefem Unmuth und murmelte in ſich hinein: »Warum mußte meine Uhr ſo ſpät gehen!«

Die Prinzeſſin bemerkte auf ihrem Geſichte die Bewegung, die in ihr vorging, und fragte wer ſie wäre? — »Meine Schweſter,« ſagte Amalie, und präſentirte ſie der Fürſtin. »Vermuthlich keine Liebhaberin vom Spazirgehen?« meinte dieſe. »Um Vergebung, Madame,« nahm St. Alban das Wort, indem er mit ironiſchem Lächeln einen Blick auf Clariſſen warf: »ihre Uhr geht nur zu ſpät.«

Die Prinzeſſin ließ ſich das Räthſel erklären, beluſtigte ſich ſehr an Clariſſens Verwirrung, und ſagte endlich mit vieler Güte: »Morgen wird ihre Schweſter bei mir frühſtücken auf demſelben Platze, wo Sie mir ſo liebevollen Beiſtand geleiſtet hat. Ich hoffe, Sie werden ſie gern begleiten, und, damit Ihre Uhr nicht wieder zu ſpät gehe, ſo erſuche ich die liebenswürdige Amalie, die ihrige, die ſehr gut zu ſein ſcheint, ihrer Schweſter zu ſchenken, und dagegen diejenige von mir anzunehmen, die ich hier am Halſe trage, und die nie um eine Minute mich getäuſcht hat.« Amalie empfing dieſen wiederholten Beweis einer wahrhaft fürſtlichen Freigebigkeit. Die Prinzeſſin ſtieg in den Wagen, und ließ Clariſſen weit mehr als Diamanten, nämlich die gute Lehre zurück: daß wir oft aus Trägheit die glücklichſten Augenblicke unſers Lebens verſäumen, und daß Indolenz und Ziererei uns nur Genüſſe rauben und Reue ſchaffen.

Die Pocken.

Unſer Geſchmack, unſere Neigungen wechſeln mit dem Alter. Kinder, die ſich liebten, werden, wenn ſie heran wachſen, oft ſehr kühl gegen einander, und bisweilen haſſen ſie ſich ſogar im reifern Alter. Dieſe traurige Erfahrung ſoll uns lehren, gegen unſere Neigungen auf der Hut zu ſein, und nur von unſern Eltern geleitet, die erſten Verbindungen zu knüpfen.

Herr von Beauvallon, ein ſehr reicher und eben ſo angeſehener Mann, bewohnte den erſten und zweiten Stock eines Hotels in Paris, welches dem Herrn von Bonneval, einem verabſchiedeten Offizier, zugehörte, der in demſelben im Erdgeſchoß wohnte. Das dritte Stockwerk hatte Bertrand, ein verdienſtvoller aber armer Schriftſteller, gemiethet, der blos durch anhaltenden Fleiß ſich und ſeine Familie ernährte. Bonneval beſaß hinter ſeinem Hotel einen prächtigen Garten, deſſen Genuß er ſich allein vorbehalten. Evelina, ſeine einzige Tochter, lud oft ihre beiden Nachbarinnen Mirza, die Tochter des Herrn von Beauvallon, und Zoë, Bertrand's Tochter, dahin ein. Alle drei waren faſt von gleichem Alter, gewiſſermaßen mit einander erzogen, liebten ſich ſeit ihrer Kindheit, und brachten alle ihre Freiſtunden mit einander in dieſem Garten zu. Puppen, Spielwerk, Naſchereien, Alles war unter ihnen gemein. Den Unterſchied des Ranges und der Glücksgüter kannten ſie noch nicht. Sie theilten ihre Freu-

den, ihre Blumen, ihre Früchte unter unschuldigen Liebkosungen, kurz, sie genossen jenes Glück der Kindheit, das erste und reinste des Lebens! sie genossen es bis zum zwölften Jahre, keinen Tag getrennt; keine konnte ohne die andern beiden fröhlich sein. Durch wichtige Dienste hatte Herr von Beauvallon sich nun zu den höchsten Stufen im Finanz-Departement emporgeschwungen; er empfing jetzt alle Großen der Hauptstadt in seinem Hause, und man drängte sich zu seinem glänzenden Zirkel.

Bertrand hingegen trug seufzend die Folgen der bürgerlichen Unruhen, der traurigen Stockung in den schönen Künsten, die in Frankreich nicht mehr blühten. Seine mäßigen Einkünfte verringerten sich mit jedem Tage, Wohlstand und Glück verschwanden. Bonneval, der reich ohne die Sucht zu glänzen, ein Feind aller zweideutigen Spekulationen war, und alle seine Wünsche darauf einschränkte, in behaglicher Zurückgezogenheit das Glück seiner Tochter zu machen, war weder reicher noch ärmer geworden, und hatte seine Lebensweise in nichts verändert. Sein einziges Vergnügen bestand darin, einige geprüfte Freunde bei sich zu sehen, deren Talente und Kenntnisse zur Bildung seiner geliebten Eveline beitragen konnten.

Unter allen diesen Freunden war Bertrand derjenige, von dem er die unzweideutigsten Merkmahle einer wahrhaften Ergebenheit empfing. Dieser wackere Mann betrachtete Evelinen als seine zweite Tochter, liebte sie zärtlich, und

ließ sie an dem Unterricht Theil nehmen, den er Zoën gab. Dagegen milderte Bonneval mit der zartesten Schonung die häusliche Bedrängniß seines Miethers. Allein das Glück erlaubte den drei kleinen Freundinnen nicht, die erste kindliche Zutraulichkeit beizubehalten; es ließ sie bald die Klüfte gewahr werden, welche es zwischen seinen Günstlingen und denen, die es verfolgt, zu schaffen pflegt. In einem Alter von zwölf bis dreizehn Jahren wurden Mirza und Evelina von jener, leider eben so allgemeinen als gefährlichen Koketterie ergriffen, von jener Eigenliebe, jener Sucht zu schimmern, welche nur zu bald sie verleitete, die einfache, schüchterne Zoë zu vernachlässigen. Das Vergnügen, ein hübsches Halsband, einen eleganten Hut, einen reichen Fächer und tausenderlei dergleichen Dinge gegen einander auszutauschen, schien ihnen jetzt weit anziehender, als die Unterhaltung mit der dritten Freundin, die nie einen Hut trug, deren Haar immer nur mit einem kleinen Kamme von Schildpatt aufgesteckt war, die sich blos in einfachen Zitz kleidete, und ihnen zum Austausch ihrer Herrlichkeiten nichts anzubieten hatte. Nach und nach wurde Zoë's Freundschaft ihnen sogar recht lästig, ihr Zuvorkommen widerlich; ihre Kenntnisse spotteten sie. Endlich vermieden sie ihre Gegenwart, ließen sie allein im Garten, beschuldigten sie wohl gar bisweilen, sie entwende da die schönsten Blumen und Früchte.

Zoë, die unveränderlich Sanftmüthige, setzte allen diesen Kränkungen nichts entgegen, als Schweigen und

Resignation. Sie ging nur noch des Morgens früh in den Garten, ehe die beiden Unzertrennlichen aufgestanden waren, doch auch das that das gute Mädchen unter allerlei Vorwand, um Jenen keine Verlegenheit, oder gar Verweise zuzuziehen. Indessen trauerte sie doch im Stillen, das war auf ihrem niedlichen Gesichte wohl zu lesen; sie blühte nicht mehr wie sonst, eine auffallende Blässe überzog ihre sonst so frischen Wangen, ihre Fröhlichkeit schwand, sie verfiel in düstere Träumereien, die nur durch Seufzer unterbrochen wurden. Das konnte dem zärtlichen Vater nicht entgehen; er wollte die Ursache wissen, und ob sie gleich aus Schonung für ihre jungen Freundinnen darauf bestand, ihm dieselbe zu verheimlichen; so errieth er doch bald, daß einzig und allein Jener Liebloſigkeit und Undankbarkeit Schuld daran sei. Vergebens versuchte er, auf eine geschickte Weise, Evelinen zu den Pflichten der Freundschaft zurück zu führen; seine Bemühungen wurden blos durch Kälte und Geringschätzung vergolten. Bald versäumte sie die Stunden, die er gab, bald brachte sie eine Langeweile, eine Unachtsamkeit mit hinein, die den wackern Lehrer noch tiefer schmerzten.

Er hielt es nun für seine Pflicht, Bonneval davon zu unterrichten, der sogleich Lärm machen und seine Tochter züchtigen wollte. »Nein,« sagte Bertrand, »folgen Sie mir. Lassen Sie Evelinen eine Zeit lang der glänzenden Täuschung sich hingeben, vielleicht wird sie deren

bald müde werden. Soll sie gebessert werden, so geschehe es nur durch sie selbst."

Bonneval schwieg. Die Leichtsinnige hatte einige Monate lang nur Augen und Herz für die elegante Mirza. Sie putzten sich mit einander um die Wette, sie spielten Sonaten mit vier Händen, sie sangen Duetts aus den neuesten Opern, sie übten sich in den schwersten Pas und strebten, den Gipfel der Kunst, die Gavotte zu erreichen. Darin bestanden die Beschäftigungen der Unzertrennlichen. Bertrand's Weissagung ging bald in Erfüllung. Eveline, deren Vater wohlhabend, aber ohne Prunk war, konnte es ihrer Gespielin im Putz, und besonders in Diamanten nicht gleich thun. Die übermüthige Mirza, von ihrem Vater verhätschelt, empfing täglich Geschenke, die ihrem Alter nicht angemessen waren. Das setzte sie hoch über Evelinen, und diese litt im Stillen manche solche Demüthigung.

Zoë hingegen wußte von dem Allen nichts. Sie beschäftigte sich blos damit, die schönen Künste anzubauen, und machte besonders in der Malerei so schnelle Fortschritte, daß man schon überall von ihr sprach, während Niemand die beiden jungen Koketten kannte. Nach einiger Zeit riß ein unerwartetes Ereigniß Evelinen die Binde von den Augen, und führte sie zum Altar der Freundschaft zurück, den sie so oft entweiht hatte. Sie bekam die Pocken. Diese furchtbare Krankheit ergriff sie um so heftiger, da ihr Blut

durch die vielen Feſte, welchen ſie bei dem reichen Beauvallon beigewohnt, in gefährliche Wallung gerathen war. Gleich in den erſten Tagen ſchwebte ihr Leben in Gefahr. Zoë, in dieſem Augenblicke alles Unrecht vergeſſend, das ſie von der Kranken erlitten, erkundigte ſich ſtündlich nach ihrem Befinden, und ob ſie gleich die Pocken noch nicht ſelbſt gehabt hatte, auch ihr Vater, ein Feind der Schutzpocken, ihr ausdrücklich verboten hatte, das Krankenzimmer zu betreten, ſo konnte ſie doch den ſchmerzhaften Seufzern nicht widerſtehen, die ſie von der Freundin ihrer Kindheit ausſtoßen hörte. Oft näherte ſie ſich ihr verſtohlen, und pflegte ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt. Mirza hingegen, deren Freundſchaft nur Laune war, und die ſich vor den Pocken fürchtete, obgleich ihr die Schutzblattern zweimal eingeimpft worden, Mirza ſetzte keinen Fuß in Evelinens Zimmer, ja, ſie erbat ſich ſogar von ihrem Vater die Erlaubniß, während dieſer Krankheit auf's Land zu gehen. Indeſſen ſtieg die Gefahr für Evelinens Leben ſo hoch, daß eines Tages der Arzt erklärte, ſie werde die Nacht nicht überleben, wenn man ihr nicht von Viertelſtunde zu Viertelſtunde einen vorgeſchriebenen Trank beibringen könnte. Zoë war gegenwärtig bei dieſem Ausſpruche. Sie zitterte für das Leben ihrer Freundin, pflegte ſie den Ueberreſt des Tages, ging dann hinauf und ſtellte ſich, als wolle ſie zu Bette gehen. Aber die Worte des Arztes: »von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, oder ſie muß ſterben,« klangen beſtändig vor ihren Ohren, und zerriſſen ihr Herz.

Bonneval, sagte sie zu sich selber, ist durch Alter und Kummer so gebeugt, daß er unmöglich die ganze Nacht bei seiner Tochter wachen kann. Die Krankenwärterin selbst scheint erschöpft, — wenn sie einschlummerte — ach meine arme Eveline!»

Leise verließ Zoë ihr Zimmer, leise schlich sie die Treppe hinab, auf den Zehen näherte sie sich dem Krankenzimmer, horchte an der Thür, vernahm nichts, öffnete leise, erblickte die Wärterin auf einem Sessel eingeschlafen, und Evelinen im Begriff, den letzten Seufzer auszuhauchen. »Ach, mein Gott!» flüsterte sie still, »ich danke dir für deine Eingebung!» Sie sucht und findet die verordnete Arznei, sanft hebt und stützt sie Evelinens Haupt, flößt ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde den Trank ein, befeuchtet jetzt ihre heißen Lippen, jetzt ihre brennenden Augen mit einigen Tropfen eines würzhaften Geistes, wärmt die ganze Nacht hindurch Wäsche, mit der sie Brust und Füße der Kranken bedeckt, und so gelingt es ihr nach und nach die Kräfte der Sterbenden wieder zu erwecken. Evelinens Vater hatte einige Stunden fieberhaft geschlummert. Jetzt sprang er aus dem Bette, die Angst trieb ihn zu seiner Tochter, bei der er Zoën als Krankenwärterin findet. Sie schleicht ihm entgegen, gibt ihm einen Wink sich still zu verhalten, und kündigt ihm an, daß Eveline minder schwer athmet, daß ihre Hände sich erwärmen, ihre Augen sich öffnen. Bonneval freudig überrascht, nähert sich der

Kranken, ſchöpft Hoffnung, wirft einen Blick auf die Wanduhr, die im Begriff war, ſechs zu ſchlagen, und fragte Zoën, ſeit wann ſie hier ſei! »Seit Mitternacht,« antwortete ſie, »ich konnte nicht früher kommen, aus Furcht, meinen Vater aufzuwecken.« »Sie haben alſo die ganze Nacht hier zugebracht?« »Ein guter Geiſt hat mir das eingegeben,« ſagte ſie, »denn ich habe die Wärterin entſchlummert angetroffen, und, da der Arzt ſo ernſtlich empfohlen hatte — « »Ihnen verdanke ich meine Eveline!« rief Bonneval ziemlich laut, und ſchloß Zoë in ſeine Arme.

In dieſem Augenblicke trat Bertrand herein. Er hatte wohl vermuthet, daß ſeine Tochter während der Nacht die Kranke beſuchen würde. Jetzt theilte er ſeines Freundes Rührung, drückte die wackere Tochter an ſein Herz, und ſagte: du haſt recht gehandelt. Plötzlich erhob auch Eveline ihre ſchwache Stimme: »Nein, Sie wiſſen nicht Alles, was ich ihr verdanke! ihre Sorgfalt — ihr unermüdeter Eifer — ihre zärtliche Unruhe — ich konnte nicht ſprechen, nicht danken, aber Alles habe ich bemerkt — nie gab es eine treuere, gefühlvollere Freundin!«

Die Krankenwärterin, die während dieſes Geſprächs erwacht war, ſtotterte eine Menge Entſchuldigungen, und bekannte, daß die Kranke ihre Rettung blos ihrer jungen Freundin verdanke. Endlich kam auch der Arzt, und kaum hatte er einen Blick auf Evelinen geworfen, als er ſie außer Gefahr erklärte, und ſogar hoffen ließ, daß keine

Narben ihr hübſches Geſicht verunſtalten würden. »Hier ſteht meine Retterin,« ſagte Eveline ſchon mit einer kräftigern Stimme. »Leben und nicht häßlich werden — o geliebte Zoë! wie viel verdank ich dir!« Zoë wollte ſie umarmen, allein der Arzt verhinderte ſie daran, erinnernd, daß nun derjenige Zeitpunkt der Krankheit eintrete, wo ſie ihr Gift am leichteſten mittheile. Zoë ſollte ſich dem Bette Evelinens nicht eher wieder nähern, bis die Kranke völlig geneſen ſei. Aber die Warnung kam ſchon zu ſpät, Zoë war bereits angeſteckt, und mußte der Freundſchaft dieſen Tribut bezahlen. Noch an demſelben Abend meldeten ſich die Vorboten jener tödtlichen Krankheit, ein ſchrecklicher Froſt, ein Uebelbefinden des ganzen Körpers. Nach zwei Tagen brachen die Pocken aus, und die großmüthige Freundin ſank bald in den nämlichen Zuſtand, in welchem ſich Eveline befunden hatte. Der Arzt behandelte ſie mit der größten Sorgfalt. Bertrand, dem das Beiſpiel von Evelinens Krankheit vorſchwebte, wachte ſelber Tag und Nacht bei ſeiner Tochter, und Bonneval, der Evelinen dies traurige Ereigniß verbarg, brachte jede Stunde bei der Kranken zu, die er von jener abmüßigen konnte. So zärtlich gepflegt, ging auch bei Zoë die Gefahr vorüber, nur blieb ſie nicht von Narben verſchont. Doch es waren nur leichte Spuren, die, ſtatt ſie zu verunſtalten, ihren Zügen vielmehr noch etwas Pikantes liehen, und wenn man vollends wußte, wodurch dieſe Narben entſtanden, ſo fand man ſie ſchön, ja recht ſchön!

Bald darauf kam Mirza vom Lande zurück, und da ſie nun von den Pocken nichts mehr zu fürchten hatte, ſo wollte ſie die alte Vertraulichkeit mit Evelinen wieder anknüpfen; allein der Schleier war zerriſſen; alle Täuſchungen verſchwunden, die Freundſchaft erloſchen. Eveline vergalt Mirza's Aufmerkſamkeiten blos durch kühle Höflichkeit. Bald trennte ſich auch noch dies lockere Band. Mirza taumelte im Wirbel der großen Welt; ihr Vater kaufte einen Palaſt, und verließ Bonneval's Wohnung. Zoë und Eveline wurden dadurch für immer von einer läſtigen dritten Perſon befreit. Täglich beſuchten ſie nun wieder den ſchönen Garten, zogen und pflückten Blumen mit einander, vereinigten ihren Geſchmack, ihre Talente, ihre Vergnügungen, und machten die ſüße Erfahrung: daß eine Freundſchaft, auf Dankbarkeit und Zartgefühl gegründet, nur mit dem Tode erlöſcht.

Das gestickte Kleid.

Madame Remival, die Witwe eines berühmten Advokaten, lebte im mäßigen Wohlstande mit ihren beiden Töchtern Klara und Jenny.

Die Aelteste hatte schöne Züge, einen edlen, imponirenden Wuchs, aber ein harter, stolzer Blick verrieth einen stolzen herrschsüchtigen Charakter. Die Jüngste schmückte ihre minder schöne Gestalt durch ein bescheidenes Wesen, eine naive Grazie, und besonders durch einen Blick, der zu sagen schien: »ich bin nicht geschaffen, um zu glänzen, ich wünsche nur geliebt zu werden.«

Da die Umstände der Mutter keinen großen Aufwand verstatteten, so waren beide immer sehr einfach gekleidet. Von Stickereien oder künstlichen Blumen wußten sie nichts. Ein kleines Florhäubchen, ein Gewand, das nur durch Reinlichkeit sich auszeichnete, Schuhe von Nanking oder schwarzem Leder, aber an den Fuß gegossen, ein Halstuch von weißer Wolle; das war der ganze Schmuck, den sie von Jugend auf kannten. Jenny begnügte sich damit, wünschte nichts bessers, war immer gut und fröhlich, die Freude ihrer Mutter, die, wie die Tochter selbst sich sagte, Alles für sie that, was in ihren beschränkten Kräften stand. Mit Klara war es anders. Von Hochmuth und Koketterie besessen, seufzte sie im Stillen über die erzwungene Einfachheit. Nach und nach wurde sie immer träumerischer,

ungeduldiger, krittlicher, wodurch sie um so auffallender von ihrer sanften Schwester abstach. Gingen sie mit einander spaziren, so bemerkte Klara bald, daß dieses oder jenes junge Mädchen, dessen Eltern doch auch nicht reich wären, einen elegantern Hut trage als sie; bald wieder, daß eine Andere ein gesticktes Halstuch mit Spitzen garnirt habe.

»Wir armen Mädchen,« fügte sie mit Verdruß hinzu, »wir müssen heute wie gestern und morgen wie heute in unsern einfachen Kleidern herum wandern; Niemand bemerkt uns, im ganzen Quartier weiß man nicht, wer wir sind.«

»Was kümmert uns das?« antwortete Jenny lachend, »wir bleiben darum doch die Töchter eines berühmten Mannes, und sind wohl eben so gut erzogen, als jene eleganten Mamsells, die sich blos mit Koketterie beschäftigen, und, so zierlich sie auch da vor uns herum tändeln, doch vielleicht weniger Talente besitzen als wir. Was mich betrifft, ich ziehe meine Einfachheit all dem bunten Kram von Blumen und Stickereien vor, und, da ich nie etwas Kostbares zu verderben habe, so kann ich nach Belieben laufen, springen und tanzen. Meine Fröhlichkeit vertausch' ich nicht gegen die schönsten Hüte und prächtigsten Kleider in der Welt.« Der Zufall — der bisweilen die Laune hat, die Bescheidenheit zu erheben und den Uebermuth zu demüthigen — der Zufall wollte, daß in der Familie der Madame Remival eine große Hochzeit gefeiert wurde. Einer ihrer Verwandten, ein reicher Finanz-Pächter, wohnhaft in der

ſchönſten Gegend der Chauſſee d'Antin, vermählte ſich mit der Tochter eines angeſehenen Mannes, und die ganze ſchöne und große Welt von Paris war zu dem Feſte eingeladen, auch Madame Remival mit ihren Töchtern.

»Wir können die Einladung nicht annehmen,« ſagte Klara ſogleich, »wir müßten Kleider dazu haben, die Mama uns ſchwerlich wird anſchaffen wollen.«

»Warum das?« antwortete die fröhliche Jenny, »man weiß ja, daß wir nicht reich ſind; eine anſtändige Einfachheit iſt Alles, was man von uns erwarten kann. Was mich betrifft, ich hoffe recht viel zu tanzen, ich tanze für mein Leben gern, und da uns dieſes Vergnügen eben nicht oft zu Theil wird, ſo denke ich, wird Mama es uns gewiß nicht verſagen.«

»Aber Schweſter!« rief Klara. »Denke doch nur, wie unſere baumwollene Kleiderchen und Strümpfe ſich armſelig und lächerlich ausnehmen werden, unter all dem reichen Schmuck! Man wird uns verſpotten, man wird glauben, wir wären ein Paar Dirnen vom Lande, die man ausdrücklich kommen laſſen, um die Geſellſchaft zu beluſtigen.« »Ei das möchte ich doch ſehen!« erwiederte Jenny, »ich würde ihnen fürwahr beweiſen, daß die Dirnen vom Lande eben ſo ſtolz ſind, als die ſchönen Damen der Chauſſee d'Antin, und ich würde auf ihre Koſten noch lauter lachen, als ſie auf die meinigen. Ich bin nicht boshaft, das weiß Jedermann, aber Lächerlichkeiten kann ich auch verſpotten.«

Der große Tag nahte heran. Klara war in Verzweiflung, und machte allerlei Projekte, um sich der Nothwendigkeit zu entziehen, in einer so glänzenden Versammlung so prunklos zu erscheinen. Am Vorabend des Tages stellte sie sich krank, und erklärte, sie könne nicht hingehen. So große Lust auch Jenny hatte, dort zu sein, so war sie doch noch unruhiger über die Krankheit ihrer Schwester, die sie keineswegs für erdichtet hielt, und wollte nun auch zu Hause bleiben, um sie zu pflegen.

Die Mutter, welche Klara's Charakter wohl durchschaute, wünschte ihren Uebermuth zu strafen, doch so zart und vorsichtig, daß sie das Werk der Mutterliebe blos dem Zufall beimessen sollte. Eben saß sie mit Jenny am Krankenbette, als ein Mensch hereintrat, der sich beauftragt erklärte, hier ein Packet abzugeben, welches eine sehr schön gestickte Robe enthalte. Diese sei auf die erste Nummer der Pariser Lotterie gewonnen worden, und man wisse, daß diese Nummer sich in den Händen der Madame Remival befinde. Die Mutter stellte sich hoch erstaunt. Es fiel ihr bei, daß sie wirklich auf Bitten einer Nachbarin ein Lotterie-Billet genommen, sie ging an ihren Schrank um es zu suchen; es fand sich natürlich, da sie es zuvor hingelegt hatte, sie händigte es dem Ueberbringer ein, und spielte nun die Hocherfreute über den glücklichen Zufall. Das Packet wurde hastig geöffnet. Man fand eine herrliche Robe von indischen Mousselin mit einer Stickerei im neuesten Ge-

ſchmack. Klara, ihre Krankheit vergeſſend, beſchaute ſie von allen Seiten, und ihr Auge glühte von Lüſternheit.

»Schade,« ſagte die Mutter, »daß man dieſe Robe nicht theilen kann, ſie wäre dann für euch geweſen.« »Ach Mutterchen!« rief Jenny, »das wäre zu koſtbar für uns. Du ſelber wirſt dich morgen damit putzen, und ſollte ich auch die ganze Nacht aufſitzen, um ſie dir zurecht zu machen.«

»Ich?« antwortete Madame Remival, »ich ſollte mich in eine ſo elegante Robe ſtecken, nachdem ich ſchon ſo lange das Gelübde der Einfachheit abgelegt? Das ſei ferne! aber weil der Zufall ſie mir beſchert hat, ſo ſoll ſie auch wiederum derjenigen von euch zu Theil werden, die der Zufall begünſtigen wird. Loſet darum. Wir wollen ſehen, welche von euch Beiden ſie morgen tragen ſoll.« »Ich bin's zufrieden!« rief Klara mit großer Haſtigkeit und Begierde. »Nein,« ſagte Jenny, »warum erſt loſen? ich leſe in meiner Schweſter Augen, daß dieſe Robe vielleicht zu ihrer Geneſung beitragen wird, und trete ihr mit Vergnügen meine Rechte ab.« »Nicht doch,« meinte Klara, (in ihren Augen ſtand: ja doch) »Mama hat befohlen zu loſen —« »Aber du weißt,« fuhr Jenny fort, »daß großer Putz mir zuwider iſt. Dir ziemt er eher, du biſt auch die Aelteſte. Gib nach. Setzen wir uns friſch an die Arbeit; morgen wirſt du herrlich geſchmückt auf der Hochzeit erſcheinen, und morgen, denke ich, wollen wir den

ſchönen Damen der Chauſſee d'Antin beweiſen, daß eine geſtickte Robe hinreicht, um ſich ihnen gleich zu ſtellen, ja wohl gar um ſie zu übertreffen.» Sobald die Mutter es erlaubte, willigte Klara nur gar zu gern in den Vorſchlag. Jenni ſchnitt ſogleich das Kleid zu, und beide Schweſtern arbeiteten um die Wette, um für den folgenden Tag das große Werk zu vollbringen. Die Mutter fragte nun mit Abſicht Klaren: was ſie auf den Kopf zu ſetzen gedenke? Das Haar mit dem Schildpatt-Kamm aufgeſteckt, möchte nicht paſſend ſein; zu einer ſolchen Robe gehört auch ein beſſerer Kopfputz. »Allerdings,« bejahte Jenny lebhaft, »und wenn Mama es zufrieden iſt, ſo ſchmückſt du dich mit einer ſchönen Roſen-Guirlande, wie ſie jetzt Mode ſind. Auch die baumwollenen Strümpfe, ſo weiß ſie immer ſein mögen, ziemen ſich wohl nicht, und wenn Mama mir glauben will, ſo verſtattet ſie wohl zum erſten Male ſeidene Strümpfe und Schuhe von weißem Tafft.»

»Gern,« ſagte die Mutter, und ging ſogleich, um dieſe Dinge einzukaufen. Während ihrer Abweſenheit konnte Klara ſich nicht enthalten, ihre Freude und Verwunderung ausbrechen zu laſſen. »Aber du,« ſagte ſie, »du bekümmerſt dich gar nicht um deine Toilette?» »Hab' ich denn nicht ein Kleid von Bazin? Faſt ganz neu? und Schuhe von Nanking? und ein Halsband von deinem Haar? Mehr brauche ich nicht. Ich gehe nicht hin, um zu glänzen, ſondern um zu tanzen, zu lachen, und mich

an allen den Ziereien der Mode-Schönen zu ergetzen. Der beste Schmuck, den eine junge Tänzerin anlegen kann, ist, nach meiner Meinung, die Einfachheit.» »Aber wenn du nun gar zu einfach bist,» erwiederte Klara, »wer wird dann mit dir tanzen? Das wäre doch sehr verdrießlich, wenn du sitzen bliebest, und ich an deiner Stelle ärgerte mich zu Tode.» »Bah bah!» sagte Jenny, »ich fürchte nichts. Es gibt immer mitleidige Seelen, die aus Barmherzigkeit mit Einem tanzen. Man kann es auch schon so anstellen, daß Einer der schönen Herren wenigstens zu einem Contre-Tanz gezwungen wird. Zum Glück bin ich weder dumm, noch blöde, und werde mir schon helfen.» Unter so fröhlichen Gesprächen nahte sich die Robe immer mehr und mehr ihrer Vollendung. Die Mutter kam zurück und hatte allerlei eingekauft. Klaren überreichte sie eine schöne Rosen-Guirlande, seidene durchbrochene Strümpfe und zierliche Schuhe, auch ein gesticktes Tuch und ein Halsband von weißem Agath. »Was dich betrifft, Jenny,» sagte sie, »da du eine einfache Kleidung dem Vergnügen zu schimmern vorziehst, so habe ich dir blos diese Rosenknospe mitgebracht, die du morgen in dein hübsches Haar stecken wirst.» Endlich kam der ersehnte Augenblick. Der Bräutigam schickte einen Wagen, um Mutter und Töchter abzuholen. Die Pforten des Saales öffneten sich. Der Ball begann. Ein Schwarm von allerliebsten reich geschmückten Tänzerinnen wogte und flatterte auf und nieder beim Glanze von zweihundert Wachskerzen;

alle Herzen waren berauſcht von Fröhlichkeit. Klara, in ihrem neuen ungewohnten Schmuck, durch den ſie Aller Blicke zu feſſeln hoffte, an dem ſie aber auch jeden Augenblick etwas zu verderben fürchtete, ſchien linkiſch und erregte gar keine Aufmerkſamkeit. Trotz ihrer weißen Roſen-Guirlande und aller der gehäuften Zierathen, erlebte ſie die Kränkung, faſt immer neben ihrer Mutter ſitzen zu bleiben, und hatte keine andern Tänzer, als die von Zeit zu Zeit die Wirthin vom Hauſe ihr aus Höflichkeit ſchickte. Sie mußte auch um ſich her ihre gezierte Toilette beſpötteln und ſich mit einer ſchönen Statue vergleichen hören. Einige flüſterten, ſie komme aus der Provinz, wo ſie vermuthlich den Ton ihrer Großmutter angenommen; andere behaupteten, ſie habe ein Gelübde gethan, unbeweglich zu bleiben. Kurz, die beißendſten Spöttereien umſchwirrten Klarens Ohren, und mehrten ihren Verdruß, ihre Verwirrung. Jenny hingegen taumelte in Fröhlichkeit. Ihr Kleidchen von Bazin brauchte ſie nicht zu ſchonen, befürchtete auch nicht ihre baumwollenen Strümpfe und Ranking-Schuhe ein wenig zu beſchmutzen, und doch gewann ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit durch ihr niedliches immer lachendes Geſichtchen, ihr naives, geiſtreiches Geſchwätz, und beſonders durch die reizende Leichtigkeit ihres Tanzes. Man ſprach auf dem ganzen Balle nur von der artigen Roſenknospe. So nannte man ſie überall. Die Herren ſuchten einander den Rang abzulaufen, um mit ihr zu tanzen. Eben ihre Einfachheit, die ſo ſehr mit dem Glanz

ihrer Umgebungen contraſtirte, machte, daß man ſie um ſo mehr bemerkte. Die geputzten Damen ſelber wiederholten — obzwar mit verbiſſenem Neid — »ſie iſt wirklich eine Roſenknospe.«

Madame Remival bemerkte Alles, was vorging. Es war ihr ganz recht, daß Klara, ſeit jenen beiden von der Frau vom Hauſe anbefohlenen Contre-Tänzen, verlaſſen blieb, und vergebens ihre geſtickte Robe zur Schau trug, um Tänzer anzulocken. Endlich kam doch Einer, wiewohl eine Art von Zwang an ihm zu bemerken war; ſie folgte ihm ohne Zögern, und er walzte einigemal mit ihr herum. Zuvor hatte er Jenny ſchon zum dritten Mal gebeten, mit ihm zu tanzen; allein die liebenswürdige Roſenknospe, die Klarens Leiden nicht ſehen konnte, ohne ſie zu theilen, hatte nur unter der Bedingung zugeſagt, daß er erſt mit ihrer ältern Schweſter, die ſie ihm zeigte, tanzen ſolle. Er gehorchte, war aber ſo unbeſcheiden, Klaren merken zu laſſen, warum er ſich an ſie gewandt. Das gab ihr den Gnadenſtoß. Keine andere Tänzer zu haben, als die ihre Schweſter ihr zuſchickte, das konnte ſie nicht ertragen: ſie ſtellte ſich krank, und bat ihre Mutter, nach Haus zu fahren. »In der That,« ſagte dieſe, »ich habe ſchon bemerkt, daß du dich nicht wohl befindeſt, und will ſogleich nach einem Wagen ſchicken. Aber deine Schweſter, die ſo fröhlich iſt, und der ſo ſelten ein ſolches Vergnügen zu Theil wird, es wäre doch Schade, wenn ſie das Opfer von dieſem Zufall würde.« In der That fuhr

Madame Remival mit Klaren nach Haus, kam aber sogleich zurück, um bei Jenny zu bleiben, die sie während ihrer kurzen Abwesenheit der Aufsicht einiger bekannten Damen anvertraut hatte. Sobald Jenny erfuhr, daß ihre Schwester den Ball verlassen, trat zärtliche Besorgniß an die Stelle der Fröhlichkeit, und erhöhte nur noch den Reiz ihrer niedlichen Figur. Vergebens sagte ihr die Mutter, es habe nichts zu bedeuten, »nein, nein,« war ihre Antwort, »meine Schwester leidet, und für mich ist kein Vergnügen mehr.« Sie zog die gerührte Mutter mit sich fort, und entschlüpfte dem dichten Kreise der Tänzer, die sie seufzend zum Wagen führten, und noch oft wiederholten: »Schade! Schade! o die allerliebste Rosenknospe!« Als Madame Remival heim kam, fand sie Klaren in Thränen schwimmend und genagt von dem Verdrusse, den der Beifall, ihrer Schwester gezollt, ihr verursachte. Kaum hatte sie aber aus dem Munde ihrer Mutter Jenny's großmüthige Anhänglichkeit vernommen, und das Opfer, welches sie so eben gebracht hatte, um ihr eine tröstende Theilnahme zu beweisen, als jene Thränen der Eifersucht sich in süße Zähren des Gefühls verwandelten. Sie gestand, daß nur der Aerger, sie vernachlässigt zu sehen, sie bewogen, eine Unpäßlichkeit vorzuschützen, und erkannte endlich, daß der reichste Schmuck und alle Zierathen der Welt oft minder gefallen, als natürliche Grazie und bescheidene Einfachheit.

Das Teſtament.

Dartus, ein Advokat, ſtand in großem Rufe, und ſein Reichthum entſprach ſeinem Ruhme; allein die Natur hatte dieſe Vorzüge ihn theuer bezahlen laſſen. Vater von ſechs Kindern war er geweſen, eins nach dem andern hatte er ſterben ſehen, zuletzt deren Mutter, die der Gram verzehrte. In den tiefſten Schmerz verſunken, blieb er viele Jahre lang Witwer. Aber auf einer Reiſe in die Schweiz lernte er eine Verwandtin kennen, die noch jung und ſchön war, und um wichtiger Geſchäfte willen ihn zu ſich hatte rufen laſſen. Sie machte den lebhafteſten Eindruck auf ihn, und er entſchloß ſich zur zweiten Ehe. So wahr iſt, daß man nur ſehr ſchwer dem Glück geliebt zu ſein, der Hoffnung Vater zu werden, entſagt.

Freilich war Dartus nicht jung mehr, allein er wußte ſo gut zu ſprechen, alle ſeine Manieren waren ſo angenehm, und er genaß einer ſo allgemeinen Achtung, daß ſeine ſchöne Verwandtin trotz ihrer Jugend ihm die Hand reichte. Er blieb nun länger als ein Jahr in der Schweiz, um die Angelegenheiten ſeiner Gattin zu ordnen, und ihr Vermögen nach Frankreich zu bringen. Bald wurde auch ſein liebſter Wunſch, noch einmal Vater zu werden, erfüllt, und nun verſchwanden die letzten Spuren ſeiner vormaligen Melancholie. Er ſehnte ſich jetzt nach Paris zurück.

Eine liebliche Tochter, Zelia, hatte ſeine Gattin ihm geboren, doch faſt dabei ihr Leben eingebüßt. Sie konnte

das Kind nicht ſelber ſtillen, man mußte ihm eine Amme geben. Erſt nach mehreren Monaten hatte die ſchöne wackere Frau wieder ſo viele Kräfte geſammelt, daß ſie die Reiſe antreten konnte. Sie kam nach Paris, um nun für immer da zu wohnen, mit ihrer ſechsmonatlichen Tochter und mehreren Bedienten, die Alle Schweizer waren, unter ihnen auch Zeliens Amme. Des Kindes Züge fingen an ſich zu entwickeln, allein ſie waren nicht mehr ſo zart und ähnelten nicht mehr ſo ſehr den Zügen der ſchönen Mutter, als es gleich nach der Geburt geſchienen; es war, als ob ſie ſich täglich mehr veränderten.

Madame Dartus bemerkte auch, daß ihres Mannes Glück und frohe Laune, die, ſeit er Vater geworden, ihn neubelebt hatten, jetzt einer tiefen Schwermuth wichen, die er vergebens zu verbergen ſtrebte. Indeſſen ſchob ſie das auf die Erinnerung an ſeine vormaligen Leiden, und, da er ſonſt der bravſte und liebenswürdigſte Mann von der Welt war, ſo ſtellte ſie ſich, als bemerke ſie die Wolken nicht, die ſeine Stirn ſo oft bedeckten, und fragte nie um die Urſache. Herr Dartus widmete ſich in Paris, wie vormals, dem Advokatenſtande, war Einer der berühmteſten unter ſeinen Mitbrüdern, und dabei reich genug, um ein Haus zu machen, in dem Gelehrte, Künſtler und ſelbſt die vornehmſten Magiſtratsperſonen gern aus- und eingingen; während die Schönheit und Anmuth der Madame Dartus auch die bedeutendſten Frauen von Paris dahin

zog. Kurz, Jedermann drängte ſich in dieſen angenehmen Zirkel. Da war es wohl kein Wunder, daß bei ſolchen Eltern und in ſolchen Geſellſchaften, Zelia in jeder Rückſicht ein Muſter der Vortrefflichkeit wurde. Sie genoß der ſorgfältigſten Erziehung, und ihre Talente wurden durch eine reizende Geſtalt, beſonders aber durch die einnehmendſte Fröhlichkeit noch verſchönert. Allein ſie hatte keinen Zug, weder vom Vater noch von der Mutter, keine Aehnlichkeit in der Stimme; auch jene imponirende Würde, durch welche ihre Eltern ſich auszeichneten, war nicht auf ſie vererbt worden. Fremde machten dieſe Bemerkung oft, und da erblickte man auf des Vaters Antlitz eine Art von Verwirrung, die er jedoch ſchnell wieder zerſtreute, indem er die Geſellſchaft mit ſeiner gewöhnlichen Anmuth unterhielt, und ſeine geliebte Zelia mit Liebkoſungen überhäufte.

Da in der Natur nichts vollkommen, und auch der beſte Menſch nicht ohne Fehler iſt, ſo beſaß denn auch Zelia, bei allen ihren vortrefflichen Eigenſchaften, eine ſehr große Portion von Leichtſinn und Unbeſonnenheit, Fehler, die ihr manchen Verweis von ihrem, ſie ſonſt anbetenden Vater zuzogen. Kam ſie in ſein Studirzimmer, ſo ſchweiften ihre Blicke ſogleich auf allen Papieren herum, und verſtohlen las ſie, was er ſchrieb. Kam ein Brief an ihn, oder auch nur ein Billet, ſo wendete ſie es hin und her, beſah die Aufſchrift, den Stempel, vermuthete was darin ſtünde, ſprach und entſchied wohl gar darüber, als ſei ſie ihres

Vaters Geheimerath. Oft erzählte sie in Gesellschaften, der und der habe einen Prozeß gegen den und den, die Sache sei unverlierbar; aber die und die sei gleichfalls in einen Prozeß verwickelt, mit dem es so so stehe. Kurz, Alles, was in ihrer Eltern Hause geschah, bemerkte sie, beurtheilte und verbreitete es, und das ging so weit, daß endlich ihr Vater, bei aller Liebe, die er für sie hegte, ihr den Eintritt in sein Studirzimmer verbieten mußte. Aber auch das besserte sie nicht, und trotz aller angewandten Mittel mehrte sich dieser unselige Hang, statt sich zu mindern.

Bald machte Zelia die traurige Erfahrung, daß man nicht ungestraft die ersten Pflichten der Gesellschaft verletzt. Eines Tages war ihr Vater ausgegangen, und der Kammerdiener hatte vergessen, die Thür seines Zimmers zu verschließen; die kleine Unbesonnene schlich sich hinein, schnüffelte überall herum, und erblickte auf des Vaters Bureau eine Schrift von seiner Hand, welche mit den Worten anhub: Das ist mein Testament. Dem Verlangen, die geheimsten Gedanken ihres Vaters zu erfahren, konnte ihre Neugier nicht widerstehen; sie las, wie folgt:

»Da jeder ehrliche Mann, ehe er vor Gott erscheint, die Wahrheit bekennen muß, so erkläre ich hiemit auf meine Ehre, und betheure unter Thränen, die ich schon so oft vergossen, daß Zelia weder mein noch meiner Gattin Tochter ist.« —

Sie erbleicht. Zitternd und kaum ſich auf den Füßen erhaltend, lieſt ſie weiter, und erfährt, daß das Schickſal, welches Herrn Dartus verdammt zu haben ſchien, die Vaterfreuden nur zu ſchmecken, um ſie ſogleich wieder zu verlieren, ihm auch das einzige Kind von ſeiner zweiten Gattin durch den Tod entriſſen hatte, und zwar zu einer Zeit, wo der Mutter Leben noch in Gefahr ſchwebte. Um ſie zu ſchonen, hatte er mit Hilfe der beſtochenen Amme ein anderes Kind untergeſchoben, eine Waiſe, deren arme Mutter geſtorben war, indem ſie ihr das Leben gab. Sie wurde Zelia genannt, und einige Monate nachher der Madame Dartus als ihr eigenes Kind gebracht. Endlich erfuhr auch Zelia noch durch dieſes Teſtament, daß ihr vermeinter Vater ihr die Hälfte ſeines Vermögens zugeſichert, allein die andere Hälfte aus Achtung für ſeine Familie, den Aermſten unter ſeinen Verwandten vermacht hatte.

Die Entdeckung dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes ſowohl, als die Güte und Großmuth des Herrn Dartus, machten auf Zelien einen ſo heftigen Eindruck, daß ſie kaum hinaus auf ihr Zimmer wanken konnte. Hier überließ ſie ſich ganz der Verzweiflung, fiel in eine Art von Wahnſinn, und rief mit einer herzzerreißenden Stimme: »Ich bin nicht ſeine Tochter! ach! ich war ſo glücklich! ſo ſtolz auf dieſes Glück! nun bin ich nur eine arme Waiſe! ich habe keine Eltern mehr!«

Schluchzend und faſt ohnmächtig ſank ſie auf den Sofa, und lag länger als eine Stunde betäubt. Als endlich ihre Beſinnung zurück kehrte, beſchloß ſie, die traurige Entdeckung zu verſchweigen, und ihren Kummer in ihr Herz zu verſchließen.

Allein den ſorgenden Blicken des Herrn und der Madame Dartus konnte dieſer Kummer nicht entgehen, nur deſſen Urſach vermochten ſie nicht zu errathen. So oft Zeliens Auge auf ihm oder ihr ruhte, füllte es ſich mit Thränen. Die Worte Vater, Mutter, konnte ſie nicht ohne Bewegung ausſprechen. Die Aufmerkſamkeiten, die man, als für die einzige Tochter des Hauſes, für ſie hatte, drückten ſie ſchwer, und mitten unter dieſen Qualen wurde ſie noch von dem heftigſten Verlangen gemartert, den Namen ihrer wahren Eltern zu wiſſen. »Meine Mutter,« ſagte ſie, »iſt geſtorben, indem ſie mir das Leben gab; aber vielleicht lebt mein Vater noch? vielleicht ſchmachtet er im Elend, während ich im Ueberfluß ſchwelge? Dieſe Ungewißheit vermag ich nicht zu ertragen!« Da ſie nun eines Tages allein mit ihrer alten Amme ſich befand, hub ſie folgendes Geſpräch an:

»Weißt du auch, daß ich nicht die mindeſte Aehnlichkeit weder von meinem Vater noch von meiner Mutter habe?« — »Kann wohl ſein.« »Wenn du mich nicht erzogen hätteſt, ſo würde ich glauben, ich ſei ausgetauſcht worden.«

»Ei bewahre!« ſtotterte die Amme. »Es hätte ja wohl geſchehen können aus Achtung für einen braven Mann, oder um das Leben einer ſterbenden Gattin zu retten, oder um das Glück einer armen Waiſe zu machen, eines Schweizer-Kindes, etwa in deiner Nachbarſchaft geboren? Das wäre ja kein Verbrechen geweſen, gute Amme, da hätteſt du nur eine löbliche Handlung verrichtet.« »Mein Gott!« fuhr die Alte unwillkührlich heraus: »Sie wiſſen die ganze Geſchichte?«

»Ja,« erwiederte Zelia in Thränen ſchwimmend und ſich in ihre Arme werfend, »glaube nicht, daß ich dafür erröthe; aber ich beſchwöre dich, wenn du mich liebſt, entdecke mir, wer meine Eltern ſind, und zähle auf meine ewige Dankbarkeit!«

Da Zelia doch ſchon die Hauptſache wußte, ſo erzählte ihr die Amme nun auch das übrige. Ihr Vater war ſchon todt, als ihre Mutter ſie gebar. Fritz hieß er, und war ein braver, mit Narben bedeckter Soldat. Da, nach beider Eltern Tode, dem armen Kinde keine andere Zuflucht blieb, als das Waiſenhaus in Zürch, ſo nahmen die Vorſteher des Cantons keinen Anſtand, ſie einem wackern Manne zu vertrauen, der ſich auch wirklich an ihr als ein wahrer Vater bewieſen. Am Schluß dieſer Erzählung beſchwor nun auch die Amme ihren Pflegling, ſie durch Verrathen dieſes großen Geheimniſſes nicht unglücklich zu machen, und vor allen Dingen die ehrwürdige Madame Dar-

tus nicht durch die Nachricht zu tödten, daß ihr Kind wenige Tage nach der Geburt gestorben. Zelia, die ihre Pflegemutter wahrhaft kindlich liebte, nahm sich wohl in Acht, sie das mindeste merken zu lassen, allein sie litt unglaublich im Stillen. Jedesmal, wenn Madame Dartus sie zärtlich in ihre Arme drückte, sie Tochter, liebe Tochter, die Hoffnung und den Trost ihres Alters nannte, bebte die Unglückliche wider Willen und kämpfte gegen einen Thränenstrom, der hervor zu brechen drohte. Aber diese stillen Leiden entgingen dem scharf beobachtenden Vater nicht; er spähte allen ihren Empfindungen nach, wog jede ihrer Aeußerungen, und überzeugte sich endlich, daß sie um das Geheimniß ihrer Geburt wisse. Die Amme, die er jetzt auf ihr Gewissen befragte, verhehlte ihm nichts. Nun hatte er auch mit Zelien eine geheime Unterredung, und erfuhr, durch welchen Zufall sie Alles entdeckt hatte. Er tröstete sie auf das Zärtlichste, und empfahl ihr, um größeres Unheil zu vermeiden, das tiefste Schweigen. »Ich verspreche es,« sagte Zelia, indem sie ihres Wohlthäters Hand küßte und mit ihren Thränen benetzte, »ach! ohne meine strafbare Indiskretion würde ich noch immer glauben, daß Sie mein Vater sind!« Obschon die junge Waise ihrem Versprechen treu zu bleiben sich selbst geschworen hatte, so wurde dieser Vorsatz doch oft durch ihre peinliche Lage erschüttert. Ein unerwartetes Ereigniß, dem zu widerstehen sie nicht Kraft genug hatte, zerriß den Schleier vollends, und verursachte die traurigste Begebenheit.

Herr Dartus beſaß ein anſehnliches Landgut einige Meilen von Chalons, an der großen Landſtraße, die nach Straßburg führt. Die franzöſiſchen Heere hatten in Deutſchland Siege erfochten, und eine Menge öſterreichiſcher Kriegsgefangenen wurde nach Chalons gebracht. Zweihundert ſechzig dieſer Gefangenen, die am Schloſſe vorüber zogen, machten Halt, um auszuruhen. Viele derſelben wollten aus einer nahen Quelle trinken. Es war außerordentlich heiß. Der Anblick der armen, erſchöpften, mit Staub und Schweiß bedeckten Reiſenden machte auf Madame Dartus und ihre Tochter, die eben gegenwärtig waren, einen tiefen Eindruck. »Sie dauern mich unendlich!« ſagte die wohlthätige Frau. »Wartet ihr guten Leute, das Quellwaſſer iſt zu kalt, es würde euch ſchaden. Geh', meine Tochter, laß ein paar Dutzend Bouteillen Wein herbei bringen, um die wackern Deutſchen zu erquicken.«

Zelia eilte fort wie der Wind. Bald erſchienen die Bedienten und Herr Dartus ſelbſt, mit Wein beladen, den ſie den Gefangenen darboten. Zelia nahm ſelbſt eine Flaſche und ein Glas zur Hand, und ſchenkte einem Greiſe mit ſchneeweißen Haaren ein, der mit Narben bedeckt war. »Mein braver Soldat,« redete ſie ihn an: »Seid ihr ein Unger oder ein Oeſterreicher?« — »Ein Schweizer,« antwortete der Alte, »ſeit mehr als dreißig Jahren in Dienſten des deutſchen Kaiſers, aber im Canton Zürch geboren; mein Name iſt Wilhelm Fritz.« »Fritz! meines Va-

ters Name!" schrie Zelia unwillkührlich. »Was sagst du, meine Tochter?" rief Madame Dartus erschrocken. »Ja, meines Vaters Name!" fuhr Zelia noch lauter fort, ohne auf ihre Pflegemutter zu achten. »Er war, so wie Ihr, Soldat aus dem Canton Zürch, und nannte sich Georg Fritz." »Mein Neffe, sagte der alte Schweizer. »Der Sohn meines armen Bruders Georg. Wenn Sie seine Tochter sind, so sind Sie die Nichte von ihrem gehorsamen Diener."

Mit diesen Worten drückte er sie bewegt und zitternd in seine Arme. Madame Dartus, deren ängstliches Erstaunen bei jedem Worte wuchs, und die zugleich gewahr wurde, daß ihr Gatte Zelien verstohlene Winke gab, drang auf Erklärung dieses schrecklichen Geheimnisses. Die alte Amme wurde herbei gerufen, sie mußte bekennen, und die kinderlose Mutter sank ohnmächtig in ihres Gatten Arme. Er warf einen Blick auf Zelien, die nun erst gewahr wurde, welches Unglück sie, obgleich unwillkührlich, gestiftet, und sagte zu ihr mit dem rührendsten Ausdruck: »Was hast du gethan! geliebte Waise! welche Leiden hat deine Indiskretion uns bereitet!"

Jetzt stürzte Zelia außer sich auf die Ohnmächtige, bedeckte sie mit Thränen und Küssen, nannte sie kreischend ihre Mutter, ihre geliebte Mutter! erweckte sie endlich zum Leben, allein sie war so heftig angegriffen, daß man sie auf das Schloß tragen mußte. Immer heftete sie die Augen

ſtarr auf Zelien, und rief verzweifelnd: »Du biſt nicht meine Tochter! ich habe kein Kind!« — Ihr Gatte wachte die ganze Nacht bei ihr, und wandte vergebens Alles an, um ſie zu beruhigen. Zelia, die von dem Offizier, der die Gefangenen führte, Erlaubniß erbeten hatte, ihren alten Oheim auf dem Schloſſe zu behalten, vereinte ihre zärtlichſten Bemühungen mit denen ihres Pflegevaters, und gab ſeiner würdigen Gattin die rührendſten Beweiſe der Liebe und der Dankbarkeit. Der alte Fritz, obwohl ſtolz und glücklich, eine ſolche Nichte entdeckt zu haben, theilte aufrichtig den Schmerz des ganzen Hauſes und die Angſt um deſſen verehrte Gebieterin. Ach! ſie hatte den Todesſtreich empfangen!

Vergebens lagen ihr Gatte, Zelia und alle die Armen der Gegend, deren Mutter ſie geweſen, Tag und Nacht auf ihren Knien, um dieſes theure Leben vom Himmel zu erflehen — ſie ſtarb in Zeliens Armen, die unaufhörlich ſchrie: »Ich bin ihre Mörderin! Ohne meinen Vorwitz lebte ſie noch! ich dürfte ſie noch Mutter nennen! ich bin eine elende, verworfene Kreatur!« Ihre Verzweiflung war ſo heftig, daß man für ihren Verſtand fürchtete. Herr Dartus ſelbſt mußte von ſeinem tiefen Schmerz ſich losreißen, um nur ſie zu tröſten. Er bat ſie, ihn nie zu verlaſſen. Durch ſeine Verbindung bewirkte er die Freiheit des alten Schweizers, der in ſeiner Nichte eine zärtliche Tochter fand. Ihre Reize und die treffliche Erziehung, deren ſie genoſſen,

lockten manchen Freier; allein sie wollte nie einen andern Namen führen, als Zelia Fritz; in dem Hause des Herrn Dartus wollte sie blos für eine Waise gelten, die er erzogen und mit Wohlthaten überhäuft; und wenn dieser wackere Mann sie dennoch nach wie vor seine Tochter nannte, die väterlichsten Liebkosungen an sie verschwendete, so empfing sie diese nur mit Ehrfurcht. Oft, in Thränen schwimmend, und mit einer durch Schluchzen erstickten Stimme, rief sie schmerzlich:

»Ohne meinen Vorwitz würde Madame Dartus noch leben, und ich würde glauben, ihre Tochter zu sein. Ach! ich erfahre es zu spät: eine einzige Indiskretion ist oft hinreichend, um das Glück des ganzen Lebens zu zerstören!«

Die beiden Käfichte.

Eleganz und Reichthum befördern oft minder das wahre Glück, als unbemerkte Einfachheit, und — wie Collin d'Harleville in seinem Lustspiele, der alte Hagestolz, sehr richtig sagt: »oft wird im Thürhüter-Stübchen herzlicher gelacht, als im ersten Stockwerk.«

Charlotte, eine Tochter der Madame Darlemont, fand Vergnügen daran, Vögel aller Art zu erziehen, und diese Beschäftigung füllte alle ihre Stunden aus. Da sie auch dem Luxus ergeben und sehr zierlich in allen ihren Anordnungen war, so hatte sie einen prächtigen Käficht machen lassen, vergoldet, mit Stäben von Mahagonyholz, die Geschirre von Porzellan. Jedermann bewunderte das kleine Meisterwerk.

Charlotte fand sich durch diesen Beifall sehr geschmeichelt, und wollte nun auch keine andere als die seltensten Vögel in den schönen Käficht setzen, Kanarien-Vögel, Dompfaffen aus Canada, Grasmücken aus Cayenne, Hänflinge aus Brasilien, kurz, was am meisten auffiel und am theuersten war. Die Thorheit der Herren geht oft auf die Bedienten über, die gewöhnlich deren Affen sind. Anne, eine der Töchter des Thürstehers, war oft Zeuge von der Liebhaberei ihrer jungen Herrschaft gewesen, und hatte diese nach und nach zu ihrer eigenen

gemacht; aber da sie wenig daran wenden konnte, so begnügte sie sich mit einem derben Käficht von Weidenruthen geflochten, Stäben von Hollunderholz und Thongeschirr. Da hinein sperrte sie Distelfinken, Meisen, Fliegenschnäpper und dergleichen. Die beiden jungen Naturalisten fanden lange großes Vergnügen an diesem Zeitvertreib und pflegten ihre Vögel den ganzen Tag. Allein bald ergab sich eine große Verschiedenheit in dem Gedeihen der Bewohner beider Käfichte. Denn Charlotte, die in den Wirbel der großen Welt gezogen wurde, wo sie oft halbe Nächte zubrachte, konnte folglich nur spät aufstehen, und das mußten ihre armen Vögel entgelten. Die seltensten starben nach und nach, die übrigen saßen trübselig auf ihren Stäben und bliesen sich auf, weil die schönen Porzellangeschirre meistens nur verdorbenes Futter und unreines Wasser enthielten. Keiner von Allen baute ein Nest. Nie hatte Charlotte die Freude, sie Eier legen und Junge ausschlüpfen zu sehen. Es schien, als hätten Eleganz und Reichthum, so Glück als Fruchtbarkeit aus dem prächtigen Gefängnisse verjagt. Anne hingegen, die jederzeit mit Tagesanbruch ihren Weidenkäficht wohl versorgte, sah an jedem Morgen ihre Vöglein schöner und fröhlicher herum hüpfen. Sie füllten mit ihrem schmetternden Gesange das ganze Haus. In jedem Frühlinge bauten sie Nester, und vermehrten sich bald so stark, daß Anne genöthigt war, einen zweiten Käficht dem ersten beizufügen. Das gab denn schon einen ganz ansehnlichen

Raum, der wohl zwanzig Pärchen verschiedener Gattung faßte. Darunter zeichneten sich besonders zwei Kanarienvögel aus, die Anne von Charlotten erbeten, als sie schon im Sterben waren, und die sie glücklich wieder aufgefüttert hatte. Der Glanz ihres Gefieders und ihr frohes Gezwitscher bewiesen, daß sie auf den Hollunderstäben in des Thürstehers Loge sich besser befanden, als in jenem goldenen Käficht im ersten Stockwerk, wo ihnen fast immer Wasser, Luft und Nahrung fehlte.

Charlottens Neid erwachte, und aus Neid klagte sie eines Tages ihrer Mutter, daß die vielen Vögel der Tochter des Thürstehers, sobald nur der Tag graute, einen so entsetzlichen Lärm machten; sie war hartherzig genug, zu verlangen, daß man dem armen Kinde verbieten solle, Vögel zu halten. »Wenn sie deine Ruhe stören,« sagte Madame Darlemont, ihre Tochter durchschauend, »so ist es billig, daß sie ihr Völkchen auf eine andere Stelle versetze. Aber da diese Vögel ihre einzige Freude ausmachen, und ich selber mich an der Sorgfalt ergetze, die sie darauf verwendet, so werde ich ihr auf dem Boden einen geräumigen Platz anweisen, wo sie nicht allein ihre, sondern auch deine Vögel mit halten kann, die in deinem prächtigen Käficht Hungers sterben.« Dieser Beschluß wurde sogleich in's Werk gesetzt, und die glückliche Anne sah sich an der Spitze einer Republik, die, mit allem wohl versorgt, sich täglich mehr bevölkerte, und ein sehr ange-

nehmes, mannigfaltiges Schauspiel darbot. Nun überzeugte sich Charlotte, daß Gepränge weniger gilt, als stille Sorgfalt, und gestand, ihre Mutter habe Recht gethan, den Ueberrest ihrer seltenen Vögel Annen zu vertrauen. Frei von dem häßlichen Neide, wollte sie nun vielmehr des Mädchens Bemühungen theilen, bei ihr gleichsam in die Schule gehen, Fleiß und Geduld von ihr lernen. Aber ihre zerstreute Lebensweise durchkreuzte beständig diesen Plan, und sie schlief gewöhnlich noch, wenn Anne schon die neubelebte kleine Vogelwelt versorgte. Auch gewährte ihr diese nicht denselben Genuß. Wenn sie kam, flatterten die Vögel scheu herum, die Mütterchen verließen sogar ihre Eier, und suchten einen Schlupfwinkel; hingegen wenn Anne erschien, so flogen sie ihr auf die Schultern und pickten ihr die Körner von den Lippen.

Dies Vergnügen wollte Charlotte doch auch einmal genießen, darum vertauschte sie eines Morgens ihr elegantes Negligé gegen Annens einfache Kleidung, ging mit Sonnen-Aufgang zu den Vögeln, ahmte des Mädchens sanfte Stimme nach, fütterte das lustige Völkchen gleich Annen, und hatte die Freude zu sehen, wie die Vögel nach und nach sich an sie gewöhnten und eben so zutraulich wurden. Mit Entzücken beschloß sie nun, künftig die Versorgung ihrer Voliere keinen fremden Händen zu überlassen, und um sich ganz zu überzeugen, daß nur ihre

prächtigen Kleider bisher den muntern Sängern Furcht eingeflößt, mußte Anne eines Tages dieſe anziehen, und ſie ſo herausgeputzt begleiten. Sogleich entflatterten auch die Vöglein, als hätten ſie einen Raubvogel erblickt, und vergebens lockte ſie Anne mit ihrer liebkoſenden Stimme. »O Mamſell!« rief Anne ſchmerzhaft, »nehmen Sie Ihre ſchönen Sachen wieder, und laſſen Sie mir mein Corſet von Nanking, mein wollenes Röckchen, dem ich mehr Glück verdanke, als Ihren Spitzen und Ihrem atlaßnen Hute.«

Haſtig warf ſie Charlottens Kleider von ſich, und alſobald kehrten die gefiederten Pfleglinge traulich zu ihr zurück. Seit dieſem Augenblicke theilte Charlotte die Bemühungen der guten Anne. Jeden Morgen gingen ſie Beide, das luſtig gedeihende Völkchen zu bewirthen. Die Mahagonyſtäbe, die Porzellan-Geſchirre verſchwanden. Friſches Geſträuch wölbte ſich über dem einfachen Käficht, Bündel von Hirſe verzierten, reines Waſſer erfriſchte ihn. Die Voliere wurde berühmt in der ganzen Nachbarſchaft, und Charlotte fühlte durch dieſen Ruhm ſich mehr geſchmeichelt, als wenn ein glänzender Zirkel ihr bei einer Gavotte oder Sonate Beifall geklatſcht hätte. Sie lernte, daß man das dauerhafteſte Glück nur ſich ſelber ſchafft, und daß es eben dadurch vor allem Wandel geſchützt wird.

Anne trennte sich nie von Charlotten. Ihre gegenseitige Anhänglichkeit war auf ein durch Wohlthätigkeit erhöhtes Vergnügen gegründet, und darum unerschütterlich. In einfachen Gewändern besuchten Beide täglich ihre liebe Voliere, und fingen an, sich als Schwestern zu betrachten. Anne, mit den glücklichsten Naturanlagen begabt, bildete sich in Charlottens Umgang, und erwarb sich dadurch einen braven Mann, der sie in den Stand setzte, die Wohlthäterin ihrer armen Eltern zu werden. Auch Charlotte vermählte sich glücklich, aber mit den Pflichten der Gattin und Mutter verband sie stets die zarte Sorgfalt für jene kleine gefiederte Familie, der sie Einfachheit des Geschmacks, süße, stille Freuden, und das wohlthuende Gefühl verdankte, Glückliche gemacht zu haben.

Der Baumstamm.

TAYLOR INST. OXFORD

Unter allen Unannehmlichkeiten, die aus einer vernachläßigten Erziehung entſpringen, iſt Furcht die lächerlichſte, auch oft die verderblichſte. Sie benebelt den Geiſt, verzehrt die Grazie, hemmt alle Augenblicke den Schwung des Gedankens und kerkert die Seele in die engen Schranken der Schwachheit und Dummheit. Man kann nicht vorſichtig genug ſein, Kinder vor Schreckbildern zu bewahren, vor Beſchreibungen von unterirdiſchen Höhlen, vor Geſpenſter-Mährchen und was dergleichen mehr iſt, wodurch man ſo gern der Kinder Einbildungskraft erſchüttert, und den Schlaf der Unſchuld durch fürchterliche Träume ſtört.

Mirecourt, ein berühmter Baumeiſter, bewohnte ſeit langer Zeit ein altes gothiſches Schloß, im Walde von Senars gelegen. Es machte ihm Freude, in dieſer anmuthigen, maleriſchen Wohnung die Kunſt mit der Natur zu vereinen. Man kam von allen Seiten, um die Verſchönerungen zu bewundern, die er geſchaffen hatte. Madame Valville, ſeine einzige Tochter, Witwe eines ausgezeichneten Künſtlers, brachte gewöhnlich den Sommer mit ihren beiden Töchtern, Herſilie und Viktorine, bei ihrem Vater zu. Beide, von der Natur ſchön und gut gebildet, liebte die Mutter zärtlich, und gab ſich alle Mühe, den Vater ihnen zu erſetzen. Bisweilen trieb ſie ihre Zärtlichkeit wohl ein wenig zu weit. Die Furcht, der Kinder-

Liebe und Vertrauen zu verlieren, machte sie allzu nachsichtig, und dadurch hatte sie nach und nach das mütterliche Ansehen eingebüßt. Herſilie und Viktorine thaten, was ihnen beliebte. Machten sie ein Projekt, es wurde sogleich ausgeführt. Verlangten sie irgend etwas Kostbares, es wurde sogleich gekauft. Wollten sie ihren Großvater besuchen, von da nach Paris zurück kommen, von Paris noch einmal heimfahren, in vier Wochen die ganze Gegend durchstreifen, die Pferde standen immer angespannt, und die gefällige Mutter kannte kein größeres Glück, als das, alle ihre Launen zu befriedigen.

Mirecourt, dessen Alter die lieblichen Kinder erheiterten, verdarb sie noch mehr als die Mutter. Nie hatte er gewagt, ihnen den kleinsten Verweis zu geben, oder ihnen in irgend einer Sache nicht zu Willen zu sein. Mit ihnen tändeln, sie liebkosen, ihnen Gespenstergeschichtchen und Feenmährchen erzählen, über ihre Furchtsamkeit herzlich lachen, das war sein Vergnügen und — seine Thorheit. Wie sehr er dadurch den Kindern schadete, daran dachte er nicht. Ihre, durch Schreckbilder stets aufgeregte Einbildungskraft bewirkte, daß sie nun vor dem kleinsten Geräusch zitterten, bei dem unbedeutendsten Vorfall erbebten.

So lange sie noch in dem Alter waren, wo man Alles entschuldigt, hatten Mirecourt, sammt Allen, die ihn besuchten, ihren Spaß an diesem kindischen Schrecken; als

aber die Mädchen heran wuchsen, wurde dieſe beſtändige Furcht ſo läſtig, und ſie ſelber ſo oft die Fabel und der Spott der Geſellſchaften, daß Madame Valville und ihr Vater beſchloſſen, Alles anzuwenden, um ſie davon zu heilen. Aber ſolche Eindrücke verlöſchen nicht ſo leicht. Es bedarf ſtarker Erſchütterungen, um einen veralteten Fehler der Erziehung zu entwurzeln. Nur Herſilien gelang es nach und nach, ihn zu überwinden. Sie war an Körper und Geiſt ſtärker als Viktorine, ſie faßte Muth, und, nach manchen Kämpfen, verſcheuchte ſie die elende Furchtſamkeit, ſpottete ſogar mit über ihre Schweſter, die ſich täglich durch dieſen Fehler lächerlich machte. Die arme Viktorine, den Kopf mit allen den Mährchen ihres Großvaters angefüllt, verſank in eine Zaghaftigkeit, die alle ihre Sinne beherrſchte. Ließ ein Unbekannter ſich auf dem Schloſſe blicken, gleich hielt ſie ihn für einen Mörder, der ihrem Leben drohe. Kam ein Hofhund von ungefähr in's Zimmer, ſo meinte ſie, er wäre toll und wolle ſie beißen. Hörte ſie die Glocke eines benachbarten Dorfes, ſo war es Sturmgeläute. Zogen einige Konſkribirte vorüber, und machten Halt beim Schloſſe um auszuruhen, ſo war es eine feindliche Armee, die Alles mit Feuer und Schwert verwüſten wollte. Kurz, ihre Einbildungskraft vergrößerte alle Gegenſtände, ſie ſah überall nichts als Räuber, Mörder, Plünderung und Verwüſtung. Madame Valville ſeufzte, aber zu ſpät, über dieſe unglückliche Stimmung, und ſuchte vergebens Mittel, um ſie zu wandeln. Sie trennte ſich nicht mehr von ihrer Tochter,

ließ ſie in ihrem Zimmer ſchlafen, und durchaus in deren Gegenwart keine romantiſchen Abenteuer mehr erzählen.

Eines Abends, als Madame Valville allein mit ihren Töchtern in einem abgelegenen Theile des Parks ſpaziren ging, hörten ſie hinter einem Buſch ein Winſeln, welches der Stimme eines Kindes glich. Viktorine fuhr ſogleich zurück und ſchrie: »man ermordet den Sohn des Gärtners!« »Welch ein Einfall!« ſagte die Mutter, »in dieſem wohl verſchloſſenen Park, wo denkſt du hin! Komm, wir wollen ſehen, was es iſt.«

Noch furchtſamer wiederholte Viktorine: »es iſt wahrhaftig die Stimme des kleinen Paul! er wird ermordet oder iſt in's Waſſer gefallen.« »Um ſo eher müſſen wir zu Hilfe eilen,« verſetzte Madame Valville. »Gewiß, Schweſter,« fügte Herſilie hinzu, »es wird nicht ſo arg ſein, als du dir einbildeſt, komm mit uns.«

Bei dieſen Worten zog ſie mit Gewalt Viktorinen mit ſich fort. Der Buſch wurde erreicht, und ſiehe da, es war ein Lamm, das ſich in den Strauch verwickelt hatte, und weil es der Herde nicht folgen konnte, jämmerlich ſchrie. »Ach mein Gott!« rief Viktorine, »es iſt mein kleiner Liebling, dem ich noch geſtern ein Roſaband um den Hals gebunden.« Sie ſprang hinzu, befreite das Lämmchen und liebkoſte ihm.

»Siehſt du nun, meine Tochter,« ſagte Madame Valville, »wären wir eben ſo furchtſam geweſen als du, ſo wäre das arme Thierchen vielleicht in dieſer Nacht verhungert.

Ein anderes Mal ſpazirte Viktorine mit ihrer Mutter längs dem Rande des Waldes von Senars, denn hinein zu gehen hatte ſie es nie gewagt, weil ſie ihn für den Schlupfwinkel aller Räuber zehn Meilen in die Runde hielt. Sie bewunderte die langen unabſehbaren Alleen, und fand großen Gefallen an dem kühlen Schatten, dem Duft, den gewürzhafte Pflanzen aushauchten, und dem ſüßen Gezwitſcher der Vögel. Madame Valville wollte dieſe Stimmung benutzen, und führte ſie unvermerkt von Baume zu Baume immer tiefer in den Wald. In ein Geſpräch über die Reize dieſes Aufenthalts verwickelt, wurde Viktorine es lange nicht gewahr; doch plötzlich ſeufzte ſie, ſchauderte, veränderte die Farbe, und rief: »Um Gotteswillen! retten wir uns! es iſt um uns geſchehen!«

»Was haſt du wieder für Erſcheinungen?« »Sehen Sie denn nicht? dort durch das Gebüſch einen Räuber, der auf uns zu kommt?« »Ich ſehe nichts.«

»Nun ich ſage Ihnen, er kommt auf uns zu, er iſt ſechs Fuß hoch, er hat etwas Behaartes in der Hand, vermuthlich den Kopf eines Unglücklichen, den er eben ermordet hat. Umarmen Sie mich noch einmal, beſte Mutter, unſere

Stunde iſt auch gekommen!“ Mit dieſen Worten warf ſie bleich und zitternd ſich in der Mutter Arme. In der That ließ ſich ein Geräuſch hinter dem Gebüſch vernehmen, allein der ſechs Fuß hohe Räuber mit dem blutigen Kopfe in der Fauſt verwandelte ſich in einen niedlichen Hirtenknaben von etwa zwölf Jahren, der die Damen von fern erblickt hatte und herbei geeilt war, um ihnen ein Turteltaubenneſt anzubieten, das er ſo eben gefunden hatte. Madame Valville lachte überlaut, und Viktorine ſelbſt bekannte diesmal ihre Schwäche. Sie kaufte das Neſt, wollte die beiden Täubchen, die darin lagen, ſelbſt erziehen, erröthete über die Albernheit, vor dem Symbol der Sanftmuth und Zärtlichkeit ſo zu erſchrecken, und nahm ſich zum erſten Male ernſtlich vor, ihre Zaghaftigkeit zu bekämpfen. Aber es ging nicht recht damit; allerlei Zufälle vereitelten ihre heldenmüthigen Entſchlüſſe. In einer Winternacht lag ſie im Zimmer ihrer Mutter und glaubte ein Geräuſch in ihrer Nähe zu hören. Bebend horchte ſie und athmete kaum. Sie vernimmt ein Geſumſe, und bildet ſich ein, es ſei eine Fledermaus, oder wohl gar ein fliegender Drache, der durch den Schornſtein herein gekommen. Gern möchte ſie ihre Mutter wecken, allein ſie wagte es nicht, ihren ſanften Schlaf zu ſtören. Sie richtet ſich in die Höhe, und da ſie anfängt zu frieren, ſo will ſie ein Halstuch umnehmen, das gewöhnlich auf einem Stuhle neben ihrem Bette lag; ſie ſtreckt die Hand darnach aus und — faßte eine zottige Haut, was ihr denn augenblicklich ein fürchterliches Geſchrei auspreßt. Madame

Valville erwacht, taumelt auf, fragt: was gibt's? und Viktorine, die ihre Bettdecke über den Kopf gezogen hat, versichert, es sei ein Drache zum Schornstein herein gekommen, und dicht neben ihr stehe ein wildes Thier, das sie selbst gefühlt habe. Diesmal sei es gewiß keine Einbildung, sie habe mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Händen gefühlt. Während Viktorine so jammert, ist ihre Mutter aufgestanden, hat ein Licht angezündet, und gefunden, daß der Drache ein Nachtschmetterling war, der im Zimmer herum flatterte, und das zottige wilde Thier war nichts mehr und nichts weniger als ihr Pelzkragen, den sie Tages zuvor aus Versehen dahin geworfen. Jetzt holte sie Viktorine aus ihren Laken und Kissen hervor, unter welchen sie fast erstickte, zeigt ihr die nichtswürdigen Gegenstände ihres Schreckens, und zwingt sie endlich, über sich selbst zu lachen. Beschämt und bereuend, den Schlaf ihrer Mutter unterbrochen zu haben, waffnet sie sich mit neuem Muthe; sie will durchaus einen Fehler unterdrücken, der sie zum Gespött der ganzen Welt macht.

Der Frühling kam. Madame Valville hatte vor einiger Zeit einen Brief von ihrem einzigen Sohne Ernst empfangen, der seinen Schwestern ein geliebter Bruder war. Er diente als Adjutant, und meldete, daß sein General ihn mit wichtigen Depeschen nach Deutschland schicken werde. Da er nun am eilften Juni zwischen neun und zehn Uhr Morgens die große Straße, die durch den Wald von

Senars führt, passiren müsse, so hoffte er das Glück zu haben, auf dem Schlosse seines Großvaters seine Familie zu umarmen. Doch könne er, da er sehr eilen müsse, höchstens eine Stunde bleiben. Diese Nachricht verursachte große Freude unter der ganzen Familie, und alle Leute im Schlosse theilten sie, da der junge Adjutant schon seit zwei Jahren abwesend war. »Wie werde ich den guten Bruder an mein Herz drücken!« rief Viktorine, »er hat mich immer so lieb gehabt. Wenn doch nur der eilfte Juni schon da wäre! es wird der schönste Tag meines Lebens sein!« Dieser erwünschte Tag erschien. Fröhlichkeit herrschte im ganzen Schlosse. Herſilie und Viktorine waren sehr früh aufgestanden und hatten ein herrliches Frühstück bereitet, zu welchem Mirecourt die Nachbarn hatte einladen lassen. Es schlug neun. »Wenn du nicht so furchtsam wärest,« sagte Herſilie zu ihrer Schwester, »so würden wir dem Bruder auf der großen Straße entgegen gehen, während die Mutter die Gäste empfängt.«

»Ich dachte auch schon daran,« antwortete Viktorine, »wenn man nur nicht dieserwegen in den Wald hinein müßte.« »Bah!« erwiederte Herſilie, »wir haben ja blos zwei Alleen zu durchlaufen, deren eine noch dazu dicht an den Park stößt. Das Wetter ist so schön, der Schatten so kühl. Wir würden das Vergnügen haben, unsern Ernſt früher zu umarmen. Es wäre zugleich eine herrliche Gelegenheit, deine Furchtsamkeit zu besiegen, die,

wie du weißt, auch unſerm Bruder ſo ſehr mißfällt. »So laß uns gehen,« ſagte Viktorine, »ja ich will dem Bruder beweiſen, daß ich die Rathſchläge befolge, die er mir in allen Briefen gibt, und daß ich verdiene, die Schweſter eines braven Soldaten, wie er iſt, zu ſein. Gib mir den Arm, Schweſterchen, laß mich aber nicht los. Wir gehen in den Wald und ſagen Niemanden ein Wörtchen davon.«

Sie gingen. Herſilie öffnete die Pforte, die aus dem Park in die erſte Allee führte, ließ ſie offen, und lief nun aus allen Kräften mit Viktorinen, die ſich feſt an ſie ſchmiegte und wider Willen ſchauderte und erblaßte, ſo oft die Blätter unter ihrem Fußtritt raſſelten, oder ein Zephyr in den Zweigen ſäuſelte.

»Muth! Muth, Viktorine! Du ſiehſt, es iſt nichts. Denke nur an den Bruder, und an die Freude, die unſerer harrt.« »Hörſt du nicht einen ſchrecklichen Lärm hinter dem Strauche?« »Es iſt ein fliehendes Kaninchen, faſt eben ſo furchtſam als du.« »Siehſt du nicht dort im Gebüſch etwas Rauhes, das ſich bewegt und zu ſpringen ſcheint?« »Es iſt ein Rehbock, der uns für Jäger anſieht.« »Aber jetzt — jetzt ſind wir verloren! hörſt du nichts?« »Was denn?« »Es wird gepfiffen.« »Vielleicht ein Vogel.« »Nein, nein, es ſind Räuber! ſo pflegen ſie zu pfeifen, wenn ſie ſich Signale geben. Fliehe! fliehe!« Und nun läuft ſie aus allen Kräften, ſchlägt in der Verwirrung den erſten beſten

Fußſteig ein, geräth immer tiefer in den Wald, und verſchwindet aus Herſiliens Blicken, die ihr vergebens nachläuft, und lachend den Urheber des Pfeifens entdeckt; es war — eine Nachtigall, die bekanntlich ihren melodiſchen Geſang immer mit wiederholtem Pfeifen zu beginnen pflegt. Allein vergebens ruft und ſucht Herſilie ihre Schweſter, und da ſie befürchten muß, ſich endlich ſelbſt zu verirren, ſo geht ſie zurück in die Allee, die zu der Pforte des Parks führt, kommt in's Schloß und erzählt, was vorgefallen. Kaum hat ſie ausgeſprochen, als Peitſchen-Knall und Pferde-Getrappel Ernſtens Ankunft verkünden. Er ſtürzt herein in ſeinen großen Kourierſtiefeln, er wirft ſich aus einem Arme in den andern, von einer Bruſt an die andere. Im erſten Taumel bemerkt er Viktorinens Abweſenheit nicht. Doch bald ſucht er ſie mit den Augen, fürchtet, ſie ſei krank. Herſilie beruhigt ihn lachend und erzählt ihm das Abenteuer.

»Daran erkenne ich ſie,« ſagte Ernſt, »und fürchte ſehr, ihr Uebel iſt unheilbar. Aber ich habe ſie lange nicht geſehen, ich wünſchte ſo herzlich, ſie zu umarmen.« »Sie wird nicht lange ausbleiben,« meinte der Großvater, »ſicher hat ſie einen Hirten oder einen Holzhacker gefunden, der ſie nach dem Schloſſe geleiten wird.« »Aber hier iſt kein Augenblick zu verlieren,« erinnerte Madame Valville, »ſetzen wir uns zu Tiſche und genießen der wenigen Minuten, die mein Sohn uns ſchenken kann.« Mire-

court drückte den Enkel noch einmal an sein Herz, und meinte, nichts entwickele einen Jüngling schneller und vortheilhafter, als das Tragen der Waffen; Ernst sehe schon recht kriegerisch aus, und, ob er gleich erst siebzehn Jahr alt geworden, sei er doch fast so groß als er selber. Während des Frühstücks sah Ernst alle Augenblicke durch das Fenster, welches nach dem Park ging, und wiederholte eben so oft: »Sie kommt noch nicht. Soll denn ihre verdammte Furcht mich des Vergnügens berauben, sie zu sehen?« Die Stunde, die er verweilen durfte, flog schnell vorüber. Der französische Soldat ist ein Sklave seiner Pflichten. Er nimmt Abschied, schwingt sich zu Pferde, schaut noch einmal nach der großen Allee des Parks, wird nichts gewahr, sprengt fort mit Thränen in den Augen, und ruft: »meine liebe Viktorine hab' ich doch nicht gesehen!«

Als er fort war, wurde die Familie doch unruhig über Viktorinens langes Außenbleiben; man fürchtete, es könne ihr etwas zugestoßen sein; Großvater, Mutter und Schwester, sammt allen Bedienten im Schlosse, gingen aus, sie zu suchen.

Sie hatte sich gleich Anfangs in ein dickes Gebüsch verirrt, wo sie abermals das furchtbare Pfeifen der — Nachtigall vernahm, die Räuber schon hinter sich glaubte, immer weiter floh, im Stillen ihre Schwester beklagte,

die bereits den Unholden zur Beute geworden, und manchen Stoßseufzer gegen Himmel schickte: »O mein Gott! mein Gott! ich bin ganz allein! was wird aus mir werden!« Jetzt kam sie von ungefähr in eine Gegend, wo eine Hirschkuh ihr Junges säugte, und bei Viktorinens Anblick die Flucht ergriff. Das Geraschel, welches dadurch im dicken Gebüsch entstand, schreckte Viktorinen so heftig, daß auch sie mit gleicher Schnelligkeit floh, und in einen Theil des Waldes gerieth, wo die höchsten Bäume standen, die durch den dunklen Schatten, den sie verbreiteten, ihre Furcht noch mehrten. Aber was sie vollends um ihre Sinne brachte, war die schreckliche Begebenheit, daß ihr Gewand, indem sie lief, an einem alten Baumstamm hängen blieb, und sie sich plötzlich zurück gehalten fühlte. Natürlich war nun nichts gewisser, als daß der Räuber sie schon ergriffen hatte. Sie stürzte nieder, mit dem Gesicht auf den Boden, rief Barmherzigkeit! und empfahl ihre Seele Gott! So fand man sie mit kaltem Schweiß bedeckt und fast ohnmächtig. Anfangs glaubte man wirklich, es habe ein wildes Thier sie angegriffen. Madame Valville und der alte Mirecourt bebten vor Schrecken, wurden aber bald durch Viktorinens Geschrei beruhigt; denn, mit gefalteten Händen, ohne einen Blick in die Höhe zu wagen, rief sie winselnd: »Schonet meiner, ihr Herren Räuber! tödtet mich nicht! ich heiße Viktorine — ich habe nichts bei mir — aber ich bin die Enkelin des Herrn Mirecourt, der euch gewiß reich belohnen wird,

wenn ihr die Gnade habt, mich nach seinem Schlosse zu führen.»

Zu diesen herzbrechenden Bitten wollte sie einen eben so herzbrechenden Blick fügen, schlug endlich die Augen auf, und erblickte, statt der Räuber, ihre ganze Familie. Man hob sie auf, man beruhigte sie. Ihr Kleid hing noch immer an dem Baumstamm fest, und nun begriff sie, wodurch sie gehalten worden. Eine Nachtigall in der Nähe fing abermals an zu pfeifen, und sie mußte selber über ihren Irrthum lächeln.

Aber wie wurde ihr zu Muthe, als sie erfuhr, Ernst sei da gewesen, habe ihre Zurückkunft nicht abwarten können! »Hättest du ihn gesehen,» sagte Hersilie, »kein Bissen schmeckte ihm, immer sah er nach dem Walde, und als er zu Pferde stieg, rief er mir noch mit nassen Augen zu: »schildere ihr meinen Unmuth darüber, daß ein so kindischer Fehler mich ihrer Umarmung beraubt.»

Viktorine schwamm in Thränen. »Eine ganze Stunde,» rief sie schluchzend, »ist mein guter Bruder auf dem Schlosse gewesen, und ich habe ihn nicht gesehen! Tausend Gefahren eilt er entgegen, und ich werde ihn vielleicht nie wiedersehen! O wie verabscheue ich jetzt meine alberne Furchtsamkeit!» Ihr Vorsatz, sich zu bessern, war nun ernstlicher als jemals, und wenn man ernstlich will, so erreicht man sicher, wenn auch langsam, das Ziel. Die

Geſpenſter und Räuber verſchwanden nach und nach aus ihrem Kopfe; ſie gewöhnte ſich zu unterſuchen, wenn ihr etwas auffallendes begegnete, und da bei ſolchen Unterſuchungen die Schreckbilder ſtets in Luft ſich auflöſten, ſo wuchs und ſtärkte ſich ihr Muth in Kurzem, und ſie lernte, daß oft die Furcht vor dem Uebel weit ſchlimmer iſt als das Uebel ſelbſt.

Die grünen Schuhe.

Unendlich verſchieden hat die Natur den Menſchen geſchaffen. Weder unſere Züge noch unſere Charaktere gleichen ſich, und oft findet man die auffallendſten Kontraſte bei Kindern, die aus demſelben Blute erzeugt, mit derſelben Milch genährt, von denſelben Lehrern unterrichtet worden ſind. Fontannes, Oberſt bei der Artillerie, begab ſich, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, auf ein Landgut am Ufer der Marne. Hier beſchäftigte er ſich ganz mit der Erziehung ſeiner beiden Töchter, Adele und Stephanie. Die älteſte blond, und von himmliſcher Sanftmuth, kannte keine größere Freude, als zu geben und jedem Unglücklichen beizuſtehen. Stephanie hingegen, brünett, mit ſchwarzen tiefliegenden Augen, einer kurzen, von ſchwarzem lockichten Haar bedeckten Stirn, beſaß einen empörenden Egoismus, verſchenkte nichts, fürchtete immer nicht genug zu haben, und wenn ein Armer ſie anſprach, ſo war ein bitteres Lächeln ihre ganze Antwort.

Es war im Monat Mai. Ganz Paris trug damals grüne Schuhe. Madame Fontannes, die oft auf ihrem Gute angeſehene Gäſte empfing, hatte für ihre beiden Töchter auch Schuhe von grünem Saffian machen laſſen. Sie trugen dieſelben zum erſten Male und hatten große Freude daran.

An einem Sonntage kamen ſie mit ihren Eltern in einem Halbwagen aus der Kirche zurück. Indem ſie durch das

Dorf fuhren, und einen Augenblick hielten, erblickte Adele eine junge Bäuerin, ungefähr von gleichem Alter mit ihr, die mit bloßen Füßen sich dem Wagen näherte, und für ihren alten Vater um ein Almosen bat. Er war lange Zeit Fuhrmann am Strome gewesen, nun aber alt und krank.

»So sagen sie Alle,« rief Stephanie, »ich wette, daß nicht ein Wort davon wahr ist.« »Ich lügen, schönes Fräulein?« antwortete Franziska (so hieß das junge Mädchen). Fragen Sie alle unsere Nachbarn, sie Alle werden Ihnen bezeugen, daß der arme alte Hieronimus keinen andern Beistand hat, als seine Tochter, die nicht erröthet, in der ganzen Gegend für ihn zu betteln.«

»Warum seid Ihr denn nie nach dem Schlosse Fontannes gekommen?« fragte Adele mit dem weichen Tone des Mitleids. »Ach, mein gutes Fräulein! wenn man mich hart empfängt, so wage ich es nicht wieder zu kommen.«

»Wer in meinem Hause hat sich unterstanden, Euch hart zu empfangen?« fragte der Vater hastig. Franziska stockte und wollte Niemanden anklagen, allein Stephanie verrieth sich selbst durch ihr plötzliches Erröthen. »Da,« sagte der Vater zu ihr, »gib der Unglücklichen diesen Louisd'or, versichere sie, daß sie nie auf meinem Schlosse mit Geringschätzung soll behandelt werden, und daß, bis ihr Vater gänzlich wieder hergestellt ist, du ihr an jedem Sonntage eine gleiche Summe einhändigen wirst.« »Und ich,«

unterbrach Adele dies für ihre Schweſter peinliche Geſpräch, »ich will nicht, daß das arme Mädchen mit bloßen Füßen für ihren Vater betteln gehe.« Mit dieſen Worten zog ſie ihre hübſchen grünen Schuhe aus, und gab ſie ihr. Franziska bediente ſich ihrer auf der Stelle, ſegnete das gute Fräulein, das ſchon ihren Blicken entſchwunden war, und nahm ſich vor, am andern Morgen ihr auf dem Schloß zu danken. Adele zog, als ſie heim gekommen, andere Schuhe an, die freilich nicht ſo neu und nicht ſo nach der Mode waren, die ihr aber, im Bewußtſein ihrer guten Handlung, recht ſchön vorkamen. Bei der Tafel erſchienen eine Menge Gäſte. Stephanie rühmte mit ironiſchem Lächeln die Großmuth ihrer Schweſter, und ſchilderte hämiſch die Geſtalt der jungen Bäuerin mit Lumpen bedeckt, aber mit den niedlichſten Modeſchuhen angethan. »Gleichviel,« ſagte Adele, ſie wird ſich doch nun die Füße nicht mehr auf den ſpitzigen Kieſeln verwunden, und mehr hab' ich nicht gewollt.« Stephanie wollte ihre Spöttereien fortſetzen, aber ein ſtrenger Blick des Vaters brachte ſie zum Schweigen. Er erzählte der Geſellſchaft das Abenteuer, und Jedermann betrachtete Stephanien mit Unwillen, indeſſen Adele Lobſprüche erntete, und aufgefordert wurde, für ihren Schützling eine Sammlung zu veranſtalten. Franziska hatte ihrem Vater ihr unverhofftes Glück verkündet, ihm den Louisd'or gezeigt, und ihn fröhlich vertröſtet, daß er, mit ſolcher Hilfe, gewiß bald geneſen, und zu ſeiner gewohnten Beſchäftigung zurück keh-

ren werde. Dann hielt sie ihm die hübschen grünen Schuh unter die Augen, die sie freilich ein wenig drückten, und ergoß sich in Segnungen über den Engel, der um ihretwillen sich selbst der Schuhe beraubt. »Lieber Gott!« sagte der alte Hieronimus, »laß mich nicht sterben, bevor ich selber meiner Wohlthäterin habe danken können!» Franziska ging nun sogleich, alles herbei zu schaffen, was zu seiner Genesung beitragen konnte. Sie zeigte allen Leuten ihre schönen grünen Schuhe, und erzählte ihr glückliches Abenteuer.

Am andern Morgen begab sie sich nach dem Schlosse, wo ihr Adele eine ziemlich große, von den Gästen gesammelte Summe einhändigte, und ihr zugleich alle Schuhe gab, die sie nur entbehren konnte. Fontannes selber führte Franziska zu Stephanien, und sagte zu dieser:

»Du hast gestern ganz richtig bemerkt, daß deiner Schwester hübsche Schuhe zu diesen Lumpen nicht passen; wüßtest du kein Mittel diesem Uebelstand abzuhelfen? mich dünkt, dies Muster der kindlichen Liebe habe es wohl verdient.« Stephanie begriff sehr wohl ihres Vaters Meinung, und schenkte dem Mädchen einige alte zerrissene Röcke und Strümpfe, die jene zwar demüthig empfing, im Stillen aber beschloß, nur das anzulegen, was die Hand ihrer wahren Wohlthäterin ihr gereicht hatte. Auf dem Heimwege zog sie ihre grünen Schuhe aus, verwahrte sie in

ihre Schürze, um sie so lange als möglich zu erhalten, und zog andere von schwarzem Leder an, die sich in dem von Adelen geschenkten Bündel befanden. Eine so kräftige Hilfe brachte den alten Hieronimus bald wieder auf die Beine, und nicht lange nachher konnte er schon selber, von seiner Tochter geleitet, auf das Schloß wanken, um dankbar seine Wohlthäter zu segnen, vor Allen Adelen, deren Hand er mit Ehrfurcht an seine Lippen drückte. Er bat, man solle ihn doch einmal in seiner Hütte besuchen, man versprach es und hielt Wort zu seiner unaussprechlichen Freude. Seiner Tochter Entzücken über diesen ehrenvollen Besuch glich der Trunkenheit. Sie hatte sich mit allen Gaben der guten Adele heraus geputzt, die grünen Schuhe nicht zu vergessen. Am Ufer des Stroms hatte sie eine Hütte von Zweigen und Blumen erbaut; Moosbänke zogen sich um einen Tisch von Stein, der die schönsten Früchte der Jahreszeit trug, neben den besten Fischen, welche die Marne liefert, und frischem Kuchen und trefflicher Milch. Zwölf junge, weißgekleidete Bäuerinnen, Franziska's Freundinnen, halfen die Honneurs des ländlichen Festes machen; Aller Blicke waren auf die gute Adele geheftet, Alle liebkosten ihr, Niemand bekümmerte sich um Stephanien, und wenn man ihr Achtung bewies, so war es wohl zu merken, daß sie diese nur dem Namen ihres Vaters verdankte.

Nach der Mahlzeit gab Franziska ein Zeichen, und alsobald erschien auf dem Strome ein mit Blumen ge-

schmücktes Fahrzeug, eine Wasserfahrt wurde vorgeschlagen und mit Vergnügen angenommen. Der alte, mit frischen Kräften ausgerüstete Hieronimus setzte sich mit seiner Tochter an die Ruder, und führte seine lieben Gäste nach einer nahen, sehr anmuthigen Insel, wohin die Mädchen auf andern Böten folgten. Dort fanden sie die jungen Leute aus der Nachbarschaft versammelt, ein fröhlicher Tanz begann, in welchen auch Adele und Stephanie sich mischten, und der bis zum anbrechenden Abend währte. Als nun Alles wieder zu den Boten eilte, wollte die vorwitzige Stephanie auch versuchen, das Boot in Bewegung zu setzen, ergriff ein Ruder, machte es ungeschickt, taumelte zurück und fiel in's Wasser. Adele stieß einen lauten Schrei aus, erwischte sie beim Rock, wollte sie zurück halten, wurde aber selber mit in den Strom gezogen. Fontannes stürzte sich augenblicklich nach, konnte aber keine von beiden erreichen. Der alte Hieronimus feierte auch nicht. Mit dem Ausruf: O meine Wohlthäterin! sprang er in die Wellen. Bald erschien er wieder am Ufer mit Adelen im Arme, die, zu sich kommend, ihrer ohnmächtigen Mutter zu Hilfe eilte. Indessen retteten mehrere Bauern auch ihren Vater, und brachten endlich auch Stephanien zu der Hütte. Sie war so lange im Wasser gewesen, daß man für ihr Leben fürchtete; eine halbe Stunde lag sie leblos, doch die Natur und die Hilfsmittel der Kunst riefen sie endlich in's Leben zurück. »Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,« sagte der alte Hieroni-

mus mit naiver Freimüthigkeit, wenn ich Anfangs nur an ihre Schweſter dachte. Ihr verdanke ich mein Leben, und folglich mußte ich es auch zu ihrer Rettung wagen.“

Dieſe, mit der Kraft der Wahrheit geſprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf Stephanien. Sie fühlte jetzt, daß der Egoismus alle Herzen uns entfremdet, und daß man kein Recht hat, von Andern mehr zu erwarten, als man für ſie thut. Indeſſen holte Franziska alles herbei, was ſie hatte, um den beiden Schweſtern trockene Kleider zu verſchaffen, und Adele fand bei dieſer Gelegenheit mit innigem Vergnügen ihre eigenen Kleider wieder. Auch Stephanie, obgleich viel größer als ihre Schweſter, mußte ſich mit einem von ihren Kleidern behelfen. Franziska, die ſie, ſo gut als es gehen wollte, ankleiden half, ſagte naiv: »Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich habe nichts, was Ihnen paßt. Hätte ich auch nur einen einzigen guten Rock von Ihnen erhalten, ſo ſollte er Ihnen jetzt zu Dienſten ſtehen.“ Die beſchämte Stephanie gelobte ſich im Stillen, ſolche Vorwürfe nicht mehr zu verdienen, und künftig auch den Genuß, den Wohlthätigkeit gewährt, ſich zu verſchaffen.

Endlich ſtieg die ganze Familie wieder in den Wagen. In dem Augenblicke, wo Adele Platz in demſelben nahm, küßte Franziska ihr die Hand, deutete auf die grünen Schuhe, die ſie mit ſo großem Vergnügen ihr wieder ange-

zogen hatte, und sagte: »Sie geben sie mir doch wieder? Denn diesen Schuhen verdank' ich mein Glück und meines Vaters Genesung.«

Man sagt, als diese Anekdote in Paris bekannt geworden, haben alle Damen um die Wette grüne Schuhe getragen, und sie Franziska-Schuhe genannt.

Der indiſche Shawl.

Die Leute nach den Kleidern beurtheilen, iſt ein Irrthum, der uns oft verleitet, den beſten Menſchen die gebührende Achtung zu verſagen, hingegen an Unwürdige ſie zu verſchwenden. Dieſe Wahrheit wollte Sedaine einprägen, da er ſeine Epiſtel an mein Kleid ſchrieb, ein Muſter von Natürlichkeit und Moral. Forlis, ein angeſehener Beamte im Kriegs-Departement, wurde vom Staate wegen ſeiner Dienſte, und vom Publikum um ſeines gefälligen Charakters willen hoch geachtet. Beſonders in Kriegszeiten fand er oft Gelegenheit, ſeine trefflichen Eigenſchaften zu entwickeln, und er ließ keine dieſer Gelegenheiten unbenutzt. Kaum erwachte er des Morgens, da füllte ſich ſein Zimmer ſchon mit den Verwandten und Freunden aller wackern Krieger, die im Felde ſtanden, und von welchen, nach einer großen Schlacht, ſie Erkundigung einzogen. Hier eine weinende Gattin, forſchend, ob ihr Mann noch lebe? Dort eine bleiche, zitternde Mutter, fragend, ob ihr Sohn, die einzige Stütze ihres Alters, ein Opfer ſeines Muthes geworden? Dort zwei Schweſtern, die gleich ſchüchternen Tauben ſich aus dem Gedränge hervorwagen, um von einem geliebten Bruder Nachricht einzuziehen, der im Treffen ſich rühmlich ausgezeichnet. Kurz, bis zu dem Augenblicke, wo Forlis ſeine Wohnung verließ, noch auf der Treppe und an der Pforte, wimmelte es von Menſchen jedes Standes, die

ihn wie einen Vater befragten, oder seinen Rath sich ausbaten. Allen antwortete er tröstend und freundlich. Wenn der, nach dem geforscht wurde, noch lebte, so theilte er herzlich die Freude des Fragenden; war Einer auf dem Bette der Ehre geblieben, so schwieg er seufzend, und half, wo er konnte, dem Unglücklichen, den sein Schweigen betrübt hatte.

Viele kamen auch wohl in seiner Abwesenheit, dann wurden sie von Palmiren, seiner einzigen Tochter, empfangen, die, was sie von ihrem Vater erfahren, ihnen gern wiederholte; allein Jedermann bemerkte mit Unmuth, daß ihr Empfang sich nach der Kleidung des Anfragenden richtete. Einfach gekleidete Personen behandelte sie mit Gleichgiltigkeit; schlecht gekleidete ließ sie kaum einmal hereintreten, gab ihnen nur unbestimmte Auskunft, und verbitterte auch diese noch durch den Ton des Uebermuthes. Ganz anders benahm sie sich gegen Solche, die elegant, oder gar prächtig gekleidet erschienen; besonders, wenn ein Frauenzimmer einen indischen Shawl oder einige Diamanten trug, so war Palmire an Höflichkeiten unerschöpflich, bot selber einen Stuhl, nöthigte neben sich auf dem Sofa, und ertheilte die begehrten Antworten weitläufig mit der verbindlichsten Anmuth. Ihr Vater, der diese Thorheit oft bemerkt hatte, beschloß, durch einige Prüfungen sie davon zu heilen.

Eines Tages, als Palmire, in Forlis Abwesenheit, einen großen Zirkel um sich hatte, zeigte sich auch

ein Greis mit schneeweißem Haupte in ziemlich abgetragenem Rocke an der Thüre, obgleich die Bedienten ihm den Zutritt versagt hatten. Mit niedergeschlagenen Augen trat er näher, und sprach noch kein Wort. »Warum läßt man alle Welt herein?« rief Palmire mit rauher Stimme ihren Leuten zu. Dann wandte sie sich mit Geringschätzung gegen den schüchternen Alten, setzte sich und fragte, ohne ihn einmal anzusehen: »Was wollt Ihr, mein Freund? sagt geschwind, denn ich habe keine Zeit. — Nun, so redet doch! was begehrt Ihr?«

»Ach, mein schönes Fräulein!« antwortete der Unbekannte, immer noch bei der Thür sich haltend, »ich wünschte Nachrichten von dem braven Marschall zu erfahren, der jetzt unsere Armee in Polen kommandirt, und der, wie man sagt, im letzten Treffen verwundet worden?« »Er befindet sich besser,« antwortete Palmire sehr nachläßig. »Seid Ihr Einer von seinen Leuten?« fügte sie hinzu, indem sie ihn vom Kopfe bis zum Fuße maß.

»Ja, mein schönes Fräulein, ich bin so glücklich, ihm anzugehören.« »Sein Thürsteher vielleicht?« »Nein.« »Oder ein alter verabschiedeter Bedienter?« »Auch nicht. Der Herr Marschall hat nie Jemanden verabschiedet.« »Ach ich errathe. Man hat mir gesagt, daß er insgeheim den Armen wohl thue. Vermuthlich seid Ihr Einer von diesen?« »Es ist wahr,« versetzte der Unbekannte mit einem Lächeln, das ihm wider Willen entschlüpfte, »der

Herr Marschall ist die Hoffnung und der Trost meines Alters.» Bei diesen Worten sah er die unbescheidene Fragerin starr an. Etwas höflicher fuhr sie fort: »Solltet Ihr wohl gar zu des Marschalls Familie gehören?» »Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich so glücklich bin, ihm anzugehören.» »Doch nur von weitem?» »So nahe, als nur immer möglich.» »Wie? Sie wären?» — »Sein Vater, mein schönes Fräulein.» Palmire, wie vom Blitz getroffen, rief stammelnd: »Mein Gott! so hätte ich die Ehre, den Herrn Grafen von Argenteuil bei mir zu sehen? ich bitte, setzen Sie sich, und entschuldigen Sie meinen Mißgriff. Aber wie konnte ich auch glauben — in dieser Kleidung — mit diesem bescheidenen Tone —»

»Bescheidenheit, Mademoiselle, ziemt jedem Alter, jedem Stande. Ich bin es so müde, um der reichen Kleidung willen geehrt zu werden, die ich gewöhnlich trage, daß es mir zuweilen Spaß macht, zu versuchen, was ein großer Herr werth ist, wenn man ihm alle die äußern Unterscheidungszeichen nimmt. Allein ich glaubte sicher, wenn ich in dieser Tracht mich dem Fräulein Forlis darstellte, daß ich eines gütigen Empfanges mich würde rühmen dürfen. Doch ich sehe, daß ich lästig werde —»

»Ganz und gar nicht, Herr Graf, ich versichere —» »Doch, doch! In Ihren schönen Zügen ist eine Verlegenheit und etwas Peinliches zu lesen. Ueberdies haben Sie mir gesagt, Sie hätten keine Zeit. Ich wünschte nur wegen

meines Sohnes beruhigt zu werden, und gehe, überzeugt, daß Ihr Herr Vater keinen bessern Dolmetscher wählen konnte, sowohl um die Glücklichen zu erfreuen, als um die Unglücklichen zu trösten.»

Mit diesen Worten, die von einem etwas boshaften Lächeln begleitet wurden, entfernte sich der alte Graf von Argenteuil, und ließ Palmiren um so beschämter und verwirrter zurück, da sie befürchten mußte, daß diese seltsame Scene bis zu den Ohren ihres Vaters gelangen möchte, der sie ihr schwerlich verzeihen würde. Schon waren ernste Betrachtungen in ihr entstanden über die böse Gewohnheit, nur nach dem Aeußern zu urtheilen; schon faßte sie den Vorsatz, einen Fehler abzulegen, der ihr Demüthigung und Reue zugezogen, als ein Bedienter beide Flügel der Saalthür öffnete, und eine junge, ziemlich hübsche Dame herein treten ließ, deren Aeußeres und Benehmen eine Frau von hohem Stande anzukündigen schien. Ein reiches, elegantes Negligé schloß sich an den schlanken Leib; ein amaranthfarbener Hut mit einem schönen englischen Schleier bedeckte das braune, lockichte Haar, und besonders zeichnete sich ein schwarzer, indischer Shawl von hohem Werthe aus, den sie nachläßig über die Schultern geworfen. »Ein so kostbarer Shawl,» sagte Palmire sich leise, »kann nur einer Frau vom Stande angehören, vielleicht gar einer Dame vom Hofe.» »Sollte Herr von Forlis schon ausgegangen sein?» rief die schöne Unbe-

kannte im Hereintreten: »das iſt grauſam! das iſt entſetzlich! warum hab' ich denn meine Pferde halb todt gejagt?«

»Wollten Sie die Gewogenheit haben, ſich nieder zu laſſen?« ſagte Palmire, ſie zum Sofa führend, »vielleicht könnte ich in Abweſenheit meines Vaters ſo glücklich ſein, Ihnen die gewünſchten Nachrichten mitzutheilen.«

»Mein Gott! ich brenne vor Ungeduld, zu hören, wie es unſerm lieben Marſchall geht, der in Polen kommandirt? Iſt ſeine Wunde gefährlich? am linken oder rechten Arme? wird es mit der Heilung langſam gehen? dürfen wir uns ſchmeicheln, ihn bald wieder zu ſehen?«

»Ohne Ihre Wünſche ganz befriedigen zu könner,« antwortete Palmire ehrfurchtsvoll, »ſo kann ich doch verſichern, daß des Herrn Marſchalls Leben außer Gefahr iſt.« »Sie erfreuen mich, Sie entzücken mich, Mademoiſelle! Der brave Marſchall! er hat ſo viel Ruhm erworben — er iſt mir ſo theuer! —« »Madame iſt ſonder Zweifel mit dem Herrn Marſchall verbunden —« »Durch die heiligſten Bande, mein ſchöner Engel!« »Vielleicht gar die Frau Marſchallin ſelbſt, mit der ich die Ehre habe zu reden?« ſagte Palmire, indem ſie ein Fußbänkchen der Unbekannten unterſchob. »Nein, mein ſchönes Kind, ich bin nicht des Marſchalls Gattin; ich bin nur von Kindheit auf mit ſeiner Gemahlin durch die innigſte Freundſchaft verbunden. Wir wohnten in Einem Hauſe. Wir ſahen

uns zu jeder Zeit des Tages, und Sie begreifen wohl, daß, wenn man sich so an einander gewöhnt — Besitzt Herr von Forlis außer Ihnen keine Kinder?" »Keine, Madame." »Er hat Sie wohl recht lieb?" sie faßte bei diesen Worten Palmiren ganz vertraulich unter das Kinn. »Auf Ehre! man kann nicht liebenswürdiger sein, sich nicht anständiger benehmen."

»Wie könnte man die gebührende Ehrfurcht Personen von Ihrem Stande versagen?" »Sobald ich Ihren Vater sehe, werde ich ihm Glück zu einer solchen Tochter wünschen. Er kommt oft zu uns. Sie müssen ihn begleiten, mein schöner Engel, ich werde Sie dem alten Grafen Argenteuil vorstellen."

»Er war eben hier in derselben Absicht, in der Madame gekommen." »Sonder Zweifel haben Sie ihn mit der Verbindlichkeit empfangen, die Ihre Reize so sehr erhöht. Sicher war er entzückt von Ihnen." Palmire erröthete und schwieg. »Aber mein Gott! ich vergesse ganz, daß die Baronin Armentiere, meine Freundin, mich in Bagatelle erwartet. Ich gab ihr gestern ein Rendezvous bei dem russischen Gesandten. Ich verlasse Sie, mein schöner Engel. Fahren Sie fort, Jedermann so liebreich und höflich aufzunehmen, als mich, so werden Sie sich unzählige Freunde erwerben."

»Madame, ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin —" »Genug. Sie kommen mit Ihrem Vater zu uns, nicht

wahr? Sie ſollen herrliche Muſik hören. Wir wollen Sie in unſerm Wagen mit in's Gehölz von Boulogne und in die Oper nehmen; kurz, wir wollen Ihnen die Zeit vertreiben. Noch heute melde ich Sie bei meiner Freundin, der Marſchallin, und ſag' ihr alles das Gute von Ihnen, das ich denke. Aber ich bitte, gehen Sie nicht weiter.»

»Erlauben Sie, Madame, daß ich Sie bis zu Ihrem Wagen begleite.»

Ich bin nicht im Stande, mich dem zu widerſetzen, weil ich dadurch das Vergnügen, Sie zu ſehen, ein wenig länger genieße. Auf Wiederſehen, Mademoiſelle. Auf Ehre! man kann die Honneurs vom Hauſe nicht beſſer machen, als Sie; man kann nicht anſtändiger, nicht liebenswürdiger ſein.»

Mit dieſen Worten ſtieg die Unbekannte in einen Wagen, der wirklich des Marſchalls Wapen trug, und verſchwand aus Palmiren's Augen, die freudetrunken zurück in ihr Zimmer kam, und recht ſehr entſchloſſen war, der ehrenvollen Einladung, die ſie erhalten, Folge zu leiſten. »Wie einnehmend wiſſen dieſe Damen von Stande ſich zu betragen» — ſagte ſie zu ſich ſelber; »nur ſie haben einen ſo richtigen Takt für alles Anſtändige, bedienen ſich ſo aufmunternder Vertraulichkeiten — es geht doch nichts über den Hof! Hätte eine Andere mir unter das Kinn gefaßt, ich würde es übel genommen haben; aber bei einer Frau vom Stande — o! da iſt es ein Zeichen der Gunſt,

auf welches man mit Recht ſtolz ſein darf.“ Als Palmire ſich noch ſo brüſtete, und ſchon im Geiſte im Gehölz von Boulogne in des Marſchalls Wagen ſpaziren fuhr, der Oper in des Marſchalls Loge beiwohnte, kam Forlis zur gewöhnlichen Stunde zum Eſſen nach Hauſe. Palmire erzählte ihm Alles, was in ſeiner Abweſenheit vorgegangen, nahm ſich aber wohl in Acht, von der Aufnahme zu ſprechen, die der alte Graf von Argenteuil bei ihr gefunden. Von dieſem ſprach ihr Vater mit der höchſten Ehrfurcht und Bewunderung. »Ich kenne,“ ſagte er, »in Paris keinen großen Herrn, der ſo treffliche Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens beſäße. Jeden Morgen wandelt er ſchlecht gekleidet umher, ſucht die Armen in ihren Dachkammern auf, und hilft ihrer Noth ab. Abends iſt er die Seele der glänzendſten Geſellſchaften. Er iſt eben ſo reich an Kenntniſſen, als an Beſcheidenheit. Seit vierzig Jahren beehrt er mich mit ſeiner Freundſchaft. Seinem mächtigen Einfluſſe verdanke ich meinen Poſten und mein ganzes Glück.“

Jedes dieſer Worte mehrte Palmirens Verlegenheit. Von nun an glaubte ſie in jedem Menſchen, der zu ihrem Vater kam, einen Mann vom Stande zu erblicken, und empfing Alle, ohne Unterſchied, mit der verbindlichſten Anmuth. Wenige Tage nachher empfing ſie vom Grafen d'Argenteuil eine Einladung, mit ihrem Vater bei ihm zu ſpeiſen. Sie erſchrack; ſie fürchtete, es könne von ihrem albernen Betragen gegen den ehrwürdigen Alten die Rede

sein. Um das zu vermeiden, bat sie ihren Vater, allein dahin zu gehen, vorschützend, sie sei noch zu wenig in der großen Welt gewesen und werde sich da nicht zu benehmen wissen.

»Du kannst die Ehre nicht ausschlagen,« sagte Forlis, »die der Graf dir erzeigt; du verdankst ihm vielleicht mehr, als du glaubst, und mich würdest du sehr betrüben, wenn du nicht hingingest.«

Diese Worte waren ein Befehl für Palmiren. Sie kleidete sich außerordentlich sorgfältig, und faßte Muth, hoffend, der großmüthige Greis werde verschweigen, was unter ihnen vorgegangen; hingegen schmeichelte sich schon ihre Einbildungskraft mit allen den schönen Dingen, welche die vornehme Unbekannte ihr versprochen.

Als sie in den Saal trat, fand sie den alten Grafen in denselben Kleidern, die er trug, da sie ihn zum ersten Male sah. Dieser Umstand erregte in ihr ein gewaltiges Herzklopfen; allein der Graf ermuthigte sie, indem er zu ihr trat, und mit einem freundlichen Lächeln sagte: »Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein, daß ich Sie in meinem Morgenkleide empfange, aber ich habe mir eingebildet, daß der alte Vater eines tapfern Reichsmarschalls in Ihren Augen keines Schmuckes bedürfte.«

Einen Augenblick nachher trat seine Schwiegertochter, die Marschallin, herein, welcher er den Herrn von For-

lis als seinen alten, würdigen Freund vorstellte, und dessen Tochter ihrer Gewogenheit empfahl. Diese Dame zeichnete sich bei Hofe eben so sehr durch Schönheit als durch Talente aus. Die Unterhaltung entspann sich. Während derselben sah Palmire sich sehr oft nach der schönen Unbekannten um, die sich eines so ehrfurchtsvollen Empfanges von ihr zu erfreuen hatte. Indessen wurde berichtet, daß aufgetragen sei, und man setzte sich zur Tafel. Als auch hier die Vermißte noch nicht erschien, konnte Palmire sich nicht enthalten, die Marschallin zu fragen, ob ihre Freundin abwesend oder krank sei?

»Von welcher Freundin reden Sie, Mademoiselle?« »Von der, die von Kindheit auf mit Ihnen verbunden ist, und mich neulich hoffen ließ, daß ich die Ehre haben würde, sie hier anzutreffen.« »Sie ist noch auf ihrem Zimmer,« sagte der Graf von Argenteuil, indem er seiner Schwiegertochter einen Wink gab, »sie ist gewohnt, sich nie eher anzukleiden, bis die Marschallin mit ihrer Toilette fertig ist, und meistentheils erscheint sie erst beim Dessert.«

Palmiren war das ein Räthsel, und die Marschallin begriff, trotz der Winke ihres Schwiegervaters, eben so wenig davon. Aber die Erklärung blieb nicht lange aus; denn als der Kaffee servirt werden sollte, erschien eine Kammerfrau mit der Kaffeekanne in der Hand, und in den nämlichen Kleidern, in welchen sie bei Forlis war. Palmire stand in der tiefsten Beschämung

da. Der Graf bekannte ihr nun, daß er, mit Zuſtimmung ſeines alten Freundes, die Täuſchung veranſtaltet, um ſie von einem Fehler zu heilen, der ihre vielen liebenswürdigen Eigenſchaften entſtelle. Die Marſchallin erfuhr jetzt, daß ihre Kammerfrau in ihrem Wagen und mit ihren Kleidern ausſtaffirt, die ihr aufgetragene Rolle geſpielt. Man lachte herzlich. Das niedliche Kammermädchen bat tauſendmal Palmiren um Verzeihung, daß ſie mit Hilfe des indiſchen Shawls die vornehme Dame geſpielt und ihre Güte mißbraucht habe. Forlis dankte dem Grafen auf das lebhafteſte für die treffliche Lehre, die er ſeiner Tochter gegeben. Die verſpottete Palmire erinnerte ſich mit Verdruß des Fußbänkchens, welches ſie einer Kammerfrau untergeſchoben, und am empfindlichſten war es ihr, daß ſie ſich von dieſer Perſon hatte unter das Kinn faſſen laſſen. Doch bald gewann ihr beſſerer Geiſt die Oberhand. Sie lachte mit, umarmte ihren Vater und ſelbſt den alten Grafen, und überzeugte ſich für immer, daß man die Leute nicht nach den Kleidern beurtheilen muß, und daß — da eine Höflichkeit zu viel nie ſchaden kann, wohl aber eine zu wenig — man am beſten thut, gegen Jedermann ſich artig und verbindlich zu betragen.

Der Strauß von Kirschen.

Madame Clinville, die Witwe eines Notarius, führte am erſten Mai ihre faſt vierzehnjährige Tochter in die Tuilerien, um Frühlingsluft zu ſchöpfen und Blütenduft einzuſaugen. Als ſie durch das palais royal gingen, erblickte Emmeline (ſo hieß die Tochter) in einer von jenen Buden voll Speiſewaren, wo man jederzeit das Seltenſte und Frühzeitigſte findet, einen Strauß von Kirſchen, der ſo niedlich und anlockend gewunden war, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihrer Mutter ein Verlangen nach dieſen Kirſchen zu bezeigen, ob ſie gleich wohl wußte, daß ſie um dieſe Zeit ſehr theuer ſein würden.

Madame Clinville, die ihrer ſonſt ſehr genügſamen Tochter nie etwas abgeſchlagen hatte, kaufte die theuern Kirſchen, und ſetzte ihren Weg nach den Tuilerien fort. Nachdem Mutter und Tochter in den ſchönen Alleen dieſes wahrhaft zauberiſchen Aufenthaltes eine Zeit lang herum ſpazirt, ſetzten ſie ſich auf Stühle unter den großen Kaſtanienbäumen. Es war kaum zehn Uhr Morgens, wo es gewöhnlich noch ſehr leer dort zu ſein pflegt, ſo paſſend auch die Stunde zum Luſtwandeln ſein mag; denn die Pariſer eleganten Damen ſcheinen überein gekommen zu ſein, nie vor drei oder vier Uhr hin zu gehen, und zwar in einem Negligé, welches andeutet, daß ſie eben erſt aus dem Bette kommen, und die Sonne heute zum erſten Male ſehen. Auch diesmal fand Madame Clinville ſehr

wenige Spazirgänger. Nur eine einzige Dame fiel ihr auf, die noch schön war, und deren Aeußeres eine Person von Stande verrieth. An ihrer Seite ging ein junges Mädchen ungefähr von gleichem Alter mit Emmelinen, weiß gekleidet, und das niedliche Gesicht unter einen kleinen grünen Hut versteckt, den eine Guirlande von weißen Maasliebchen zierte. Beide setzten sich neben Madame Clinville. Der Strauß von Kirschen zog die Blicke der jungen Unbekannten auf sich, und sie bezeigte ihrer Begleiterin ein großes Wohlgefallen daran. Das Verlangen, den Strauß zu besitzen, malte sich deutlich in ihren Augen, in allen ihren Bewegungen; sie näherte sich Emmelinen nach und nach, und endlich sagte sie mit großer Anmuth zu ihr: »Sie haben da einen köstlichen Strauß, Mademoiselle; er gleicht Ihnen an lieblicher Fülle.«

»Das möchte eher von Ihnen gelten,« antwortete Madame Clinville, »denn wenn man unter ihren grünen Hut schaut, so glaubt man eine Maikirsche zwischen Blättern zu sehen.«

»Am meisten wundere ich mich,« fuhr die junge Unbekannte fort, »daß Mademoiselle noch immer der Versuchung widerstanden hat, die appetitlichen Kirschen zu essen.«

»Sie sind ein Geschenk meiner Mutter,« sagte Emmeline bescheiden, »und sie sind noch so selten, daß ich mir vorgenommen habe, sie nicht allein zu genießen. Wenn

Sie mir das Vergnügen machen wollten, mit zu essen — was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.» Diese letzten Worte, die Emmeline mit dem rührendsten Ausdruck sprach, machten auf das junge Mädchen einen lebhaften Eindruck.

»Wie könnte man der Grazie widerstehen,» sagte jetzt die Begleiterin, »die vom Gefühl verschönert wird.» Zugleich gab sie ihrer Kleinen einen billigenden Wink, worauf diese die erste Kirsche von dem niedlichen Strauße pflückte. Emmeline pflückte die zweite und brachte sie ihrer Mutter. Dasselbe that die Unbekannte mit der dritten gegen ihre schöne Begleiterin. Dann wurde wechselsweise eine Kirsche um die andere abgelöst, und bald waren nur noch die Blätter übrig.

Es entspann sich ein Gespräch. Madame Clinville suchte durch allerlei geschickte Wendungen den Namen des niedlichen grünen Hutes zu erfahren; da sie aber merkte, daß die Dame der Kleinen einen Wink gab, incognito zu bleiben, so drang sie auch nicht weiter in sie. Man begnügte sich mit gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen, und man trennte sich endlich mit der gegenseitigen Aeußerung des Vergnügens, welches die unvermuthete Zusammenkunft beiden Theilen gewährt hatte.

Beim Nachhausegehen bemerkte Madame Clinville, daß ein Bedienter in rother Livree ihr folgte, und zuletzt

die Nummer ihrer Wohnung sich einzuprägen schien. Mutter und Tochter schlossen daraus, daß die unbekannte Dame zu wissen wünschte, mit wem sie gesprochen, ob sie gleich jede Kunde von sich selber sorgfältig verheimlichten. Mehrere Wochen verstrichen. Madame Clinville dachte schon nicht mehr an das Abenteuer der Tuilerien, als eines Morgens — sie saß eben beim Frühstück mit Emmelinen und Gustav, ihrem einzigen Sohne, einem siebzehnjährigen Jüngling und Zögling der polytechnischen Schule — der Hauswächter herein trat, mit einer trefflichen Ananas und einem Billet an Emmelinen, welches also lautete: »Man schenket mir so eben zwei Ananas. Erlauben Sie mir, Ihnen eine davon anzubieten, und erinnern Sie sich dabei der schönen, von Ihnen selbst gesprochenen Worte: Was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen. (Unterzeichnet) Der kleine grüne Hut.

Vergebens befragten Madame Clinville und ihre Kinder den Hauswächter, wer das Billet gebracht habe? — Ein Unbekannter, behauptete er, der die Frucht sammt dem Billet schweigend in seinem Stübchen abgelegt habe und verschwunden sei. Emmeline theilte die Ananas, die sie als eine gerechte Vergeltung für die Kirschen betrachtete, mit Mutter und Bruder, trug aber fortwährend ein großes Verlangen, die geheimnißvolle Dame kennen zu lernen.

Einige Zeit nachher trat der Hauswächter abermals herein, diesesmal mit einem kostbaren Porzellangefäß, in welchem ein kleiner Orangenbaum in voller Blüte stand; dabei folgendes, an Emmelinen gerichtetes Billet: »Vorgestern, an meinem Namenstage, dem Feste der heiligen Klotilde, schenkte man mir zwei ganz gleiche Orangenbäumchen, deren eines ich Ihnen übersende. Denn was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.

Dies neue Geschenk war von demselben Unbekannten überliefert worden, der die Ananas brachte. Der Hauswächter hatte ihn vergebens auszufragen gesucht.

»Soll ich denn nie erfahren,« rief Emmeline, »wer diese reizende Klotilde mit dem grünen Hute gewesen?«

»Laß mich nur machen,« sagte ihr Bruder, »ich will ihr schon auf die Spur kommen. Beschreibe sie mir nur so treu als möglich.«

Das that Emmeline und entwarf eine so reizende Schilderung, daß Gustav meinte: wenn er sie entdecken sollte, so werde seine Mühe durch ihr bloßes Anschauen reichlich vergolten werden. Er strengte alle Kräfte an, um der Schwester Wort zu halten. Auf allen öffentlichen Spazirgängen, in allen Theatern u. s. w. suchte er die reizende Unbekannte, allein umsonst, nicht die mindeste Spur von ihr konnte er entdecken.

Einen Monat ſpäter fand Emmeline, als ſie vom Spazirgange heim kam, auf ihrem Arbeitstiſche ein Körbchen von weißem Taffet mit Stickereien verziert, welches, nach Ausſage des Kammermädchens, ein hartnäckig ſchweigender Bediente gebracht hatte. Emmeline muthmaßete ſogleich, daß es abermals ein Geſandter der liebenswürdigen Klotilde ſei, öffnete das Körbchen, und fand es mit Zuckerwerk aller Art angefüllt; oben darauf ein Billet, worin die Geberin meldete, ſie habe zu Gevatter geſtanden, und ſei mit dergleichen Dingen ſo überhäuft worden, daß ſie alſobald wieder des Denkſpruches ſich erinnert habe, der ihr nie aus dem Gedächtniß kommen werde. Wirklich waren Emmelinens Worte in goldenen Buchſtaben und mit einem Kirſchenzweig umgeben, auf das Körbchen geſtickt.

So angenehm auch die kleine Familie durch dieſe abermalige Erinnerung ſich überraſcht fand, ſo ſchien es doch, daß ihre Delikateſſe ein wenig darunter litt, ſo viele namenloſe Geſchenke zu empfangen, obſchon ſie auf die zarteſte Weiſe dargeboten wurden. Indeſſen machte Emmeline und ihr Bruder ſich doch kein Gewiſſen, das Zuckerwerk zu verzehren. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie den Boden des Körbchens erreichten und da ein halbes Dutzend reiche Fächer, ſechs Dutzend Paar Handſchuhe und einen herrlichen indiſchen Shawl fanden.

»Das darf ich nicht tragen,« rief Emmeline, »ohne die Geberin zu kennen. Das iſt eine zu reiche Vergeltung für meine Kirſchen.«

»Ich billige deine Delikateſſe,« ſagte die Mutter. »Offenbar ſind die ſchönen Unbekannten im Range und an Glücksgütern uns ſo weit überlegen, daß wir es ihnen nicht gleich thun können, und ein Austauſch von Geſchenken darf nur unter Perſonen gleiches Standes geſchehen.«

Es wurde folglich beſchloſſen, den koſtbaren Shawl zu verſchließen, bis man ihn der Geberin wieder zuſtellen könne. Selbſt der Fächer und Handſchuhe wollte Emmeline ſich nicht bedienen, ſie wurden in dem eleganten Körbchen verwahrt, und blos das Zuckerwerk nicht verſchmäht. Guſtav, indem er treulich es verzehren half, faßte auf's neue den Vorſatz, den allerliebſten grünen Hut auszuſpähen, der ihm das lebhafteſte Intereſſe einflößte. Aber ſeine erneuerten Nachforſchungen blieben fruchtlos wie die erſtern, und vergebens lief er jedem grünen Hute in ganz Paris nach, nie fand er daruter das Original zu dem von ſeiner Schweſter entworfenen reizenden Gemälde.

Emmeline hatte einen andern Einfall. Sie ſchrieb ein Billet, welches ſie den Hauswächter mit dem Befehl einhändigte, im Fall abermals ein Geſchenk gebracht würde, es dem Ueberbringer mitzugeben. Es war überſchrieben: an den allerliebſten grünen Hut, und lautete wie folgt:

»Wenn die Zartheit Ihrer Geſinnungen den Reizen Ihrer Geſtalt entſpricht, ſo werden Sie meinen Entſchluß nicht mißbilligen, Ihrer Geſchenke mich nicht zu bedienen.

Sie liegen in Verwahrung bei meiner Mutter, die es gleich mir schmerzlich empfindet, daß Sie das Incognito so hartnäckig beobachten.

Emmeline von Clinville.»

Das Billet blieb nicht lange in des Hauswächters Händen, denn schon zwei Tage nachher wollte ein Unbekannter ihm ein Packet abgeben, und wie gewöhnlich entschlüpfen. Allein der Hauswächter, vormals Soldat und noch wohl bei Kräften, erwischte ihn beim Kragen, und rief Emmelinens Bruder mit großem Geschrei herab. Gustav kam, Mutter und Schwester folgten ihm auf dem Fuße. Aber weder Bitten, noch Drohung, noch Bestechung konnten den braven Kerl verleiten, das Geheimniß zu verrathen. Er blieb bei der Aussage, daß er das Packet von einem alten Bedienten in rother Livree empfangen, der ihm für seine Mühe einen Thaler gegeben. Das Einzige, wozu er sich verstand, war das Versprechen, Emmelinens Billet richtig zu bestellen.

Er ging. Man war doch neugierig, den Inhalt des Packets zu wissen, welches von größerem Umfang als alle die vorigen war. Gustav selbst löste sehr geschäftig die darum gewickelte Leinwand, und siehe, es enthielt die glänzende Uniform eines Artillerie-Offiziers und einen kostbaren Säbel, an welchem ein Taschenbuch von rothen Saffian befestigt war, in dem folgende Zeilen lagen: »Der Kriegsminister, mein Verwandter, pflegt mir alle Jahr an meinem

Geburtstage ein Offizier-Patent zu verwilligen, für denjenigen aus meiner Familie oder unter meinen Freunden, der sich dessen würdig gemacht hat. Ich bitte Sie das beifolgende für Ihren Herrn Bruder anzunehmen, als eine wohlverdiente Belohnung seines Fleißes in der polytechnischen Schule. Wenn er, wie ich nicht zweifle, ein Held wird, so fordere ich weiter nichts von ihm, als daß er die Worte, was man besitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen, zu seinem Wahlspruch mache.»

Gustav glaubte zu träumen. Seine feurigsten Wünsche, deren Erreichung aber noch fern schien, erfüllte plötzlich eine schöne Unbekannte, und auf die zarteste Weise. Das Patent enthielt zugleich den Befehl, sich binnen acht Tagen bei dem angewiesenen Regimente einzufinden.

»Und ich sollte abreisen ohne meine Wohlthäterin zu kennen? ohne ihr danken zu dürfen?»

»Es gibt ein Mittel!» riefen Mutter und Tochter, die Augen in süßen Thränen gebadet. »Wir wollen uns noch heute zu der Audienz des Kriegsministers begeben und von ihm werden wir erfahren — —

»Recht,» sagte Gustav, »wir gehen Alle zusammen.»

Er legte sogleich die Uniform an, die, zu seiner großen Verwunderung, ihm vollkommen paßte. Emmeline klei-

dete ſich ſorgfältig, und ſchon nach einer Stunde befanden ſie ſich bei dem Kriegsminiſter, der ſie ſehr freundlich empfing, und da er glaubte, ſie wüßten Alles, ganz treuherzig ſagte: »Indem ich der dringenden Bitte der Mademoiſelle de St. Leon nachgegeben, habe ich blos ihrem intereſſanten Schützling Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich leſe in ſeinen Blicken, daß er uns Ehre machen wird.«

Die Familie dankte ehrerbietig und entfernte ſich. Mademoiſelle de St. Leon! wiederholte Guſtav tauſendmal. »Sonder Zweifel die Tochter des berühmten Generals dieſes Namens,« ſagte Madame Clinville, »der durch ſeine Thaten eine Stütze des Thrones und ein Günſtling des Monarchen geworden. Wir müſſen zu erfahren ſuchen, wo er wohnt, und ſogleich uns hinbegeben.«

Sie gingen zu dem erſten beſten Buchhändler, um in dem Hof-Kalender des Generals Adreſſe zu finden. Er wohnte in der Vorſtadt St. Honoré, neben den elyſäiſchen Feldern. Sie eilten dahin, und ließen bei Mademoiſelle de St. Leon ſich melden. Sie erſchien, mit demſelben grünen Hute auf dem Kopfe, und von derſelben Dame begleitet, die ſie ihre Tante nannte. Haſtig umarmte ſie Emmeline, und bat ſie um Verzeihnng wegen des Incognito, durch welches deren Delikateſſe verwundet worden. »Aber,« fügte ſie mit unbeſchreiblicher Anmuth hinzu: »ich mußte ja wohl ſie ſtufenweiſe vorbereiten, die Beweiſe der Geſinnungen zu

empfangen, welche Sie mir eingeflößt haben. Es gelang mir, ihren Lieblingswunsch auszuspähen, nämlich den, Ihren Herrn Bruder als Offizier in den Schranken der Ehre zu erblicken, und ich eilte, in Abwesenheit meines Vaters, der sich bei der Armee befindet, diese Gunst auszuwirken, die eigentlich nicht ich, sondern die Zeugnisse seiner Lehrer ihm errungen haben. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihnen beweisen konnte, wie tief Ihre Worte, als Sie die schönen Kirschen mit mir theilten, sich in mein Herz gegraben haben.

Mutter und Tochter drückten das liebenswürdige Mädchen an die Brust, und mit kriegerischem Feuer schwur Gustav, in Jahr und Tag das Kreuz der Ehrenlegion zu tragen. Die Familie sollte zur Tafel bleiben. »Wenn man Glückliche gemacht hat,« sagte die wackere Tante, »so wünscht man sie auch so lange als möglich um sich zu sehen.« Die Einladung wurde angenommen. Nur eilten Madame Clinville und ihre Tochter zuvor nach Hause, um sich umzukleiden. Dann erschienen sie in denselben Kleidern, die sie in den Tuilerien bei der ersten Zusammenkunft mit der schönen Klotilde trugen, doch hatte Emmeline sich mit dem indischen Shawl geputzt und hielt in ihrer Hand einen der geschenkten Fächer, eine Aufmerksamkeit, welche von Mademoiselle de St. Leon zart empfunden wurde. Diese fand, als man sich zu Tische setzte, unter ihrer Serviette einen kleinen Ring von drei Diamanten, inwendig die Worte eingegraben: Pfand

der ewigen Dankbarkeit. Sie ſteckte ihn ſogleich an den Finger, und ſprach, ſich nie davon zu trennen.

Die beiden holden Mädchen wurden die vertrauteſten Freundinnen, und wiederholten noch oft unter ſanften Liebkoſungen die wahren, von jeder ſchönen Seele tief empfundenen Worte: Was man beſitzt, gewinnt doppelten Werth, wenn man das Glück hat, es zu theilen.

Inhalt.

	Seite
Der Staar	15
Das Körbchen mit Erdbeeren	23
Der kleine schwarze Hund	29
Die beiden Rosensträuche	37
Der verfehlte Ball	43
Der Strohhut	53
Das umgeworfene Kabriolet	61
Der kleine Savoyarde	73
Die Haarwickeln	83
Es ist gefährlich an den Thüren zu horchen	93
Der Großvaterstuhl	103
Die beiden Uhren	113
Die Pocken	121
Das gestickte Kleid	133
Das Testament	145

Seite

Die beiden Käfichte 159

Der Baumſtamm 167

Die grünen Schuhe 183

Der indiſche Shawl 193

Der Strauß von Kirſchen 207

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Ebendaselbst ist erschienen und zu haben,
so wie in allen soliden Buchhandlungen der österr. Monarchie vorräthig:

Geschichte des Oesterreichischen

Kaiserstaates.

Nach Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken dargestellt von **Leopold Haßler**, Doctor der Philosophie, ordentl. öffentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Grätz.

Groß-Octav-Format. Wien 1842, 524 Seiten stark. Nebst Einleitung, ausführlicher Literatur der Oesterreichischen Geschichte, und ein vollständiges Sach- und Namenregister. Im Umschlag broschirt.

Preis des ganzen Werkes: nur 2 fl. 30 kr. C. M.!!

☞ Die Wiener-Zeitung Nr. 192 vom 14. Julius 1842, S. 1441, spricht über dieses vaterländische Werk Folgendes:

„Der Verfasser des vorliegenden Werkes, durch eine Reihe von Jahren Professor der Geschichte, mit seinem Gegenstande also innig vertraut und durch tüchtige Studien vorbereitet, hat unstreitig seine Aufgabe mit großem Glücke gelöst. Das Verdienst einer umsichtigen Benützung des Vorhandenen, einer glücklichen Anordnung, und vor Allem einer einflußreichen Darstellung wird und kann ihm Niemand absprechen. Wir sagten einflußreichen Darstellung, weil wir die Ueberzeugung haben, daß ihre gefällige Haltung und Frische ganz geeignet ist, die Liebe zur Geschichte zu fördern und allgemeiner zu machen, ein Umstand, der gerade in Oesterreich vorzugsweise Anerkennung verdient. Ueberdieß sind die Ansichten, welche der Verfasser ausspricht, gleich weit von Lob- und Tadelsucht entfernt; die Gesinnung ist durchgehends eine entschieden ehrenwerthe und die Charakterschilderungen der Fürsten zeichnen sich zum großen Theile durch Bestimmtheit und Wahrheit aus. Die genaue Kenntniß der Literatur, welche im Eingange sowohl als nach jedem Abschnitte erscheint, müssen wir um so mehr hervorheben, als sie eben nicht zu den gewöhnlichen Vorzügen in unsern historischen Handbüchern gehört. Wir erhalten eine genügend vollständige Zusammenstellung der bestehenden Quellensammlungen, Urkunden- und Quellenwerke, der Systeme und Compendien und der größeren Hülfs- und Sammelwerke, und nach jeder selbstständigen Periode die vorzüglichsten Schriften, welche darüber erschienen sind. So geringfügig dieses auch Vielen vorkommen mag, solche literarische Hinweisungen haben und — behalten ihren Werth, und der Fleiß, den sie erfordern, ist unerläßlich.“

»So möge denn der Verfasser überall die verdiente Anerkennung finden; wir sehen Falls sind froh, bei so manchen Veranlassungen auf ein gutes und brauchbares Handbuch der vaterländischen Geschichte hinweisen zu können.«

Sechzig (60!) Lectionen

in Deutscher und Französischer Sprache,

zur Uebung im Uebersetzen grammatikalisch eingerichtet.

Nebst einem eigens dazu bearbeiteten Wörterbuche für beide Sprachen

von **Mathias Schletzer,**

öffentlichem Lehrer der Französischen Sprache und Inhaber einer Französischen Lehranstalt,

Gr. 8. Wien 1842. 120 Seiten stark. Im netten Umschlag broschirt. Preis: 30 kr. C. M.

Von demselben Verfasser sind noch erschienen und zu haben:

Systematisch-progressive

Uebungsstücke

zum Uebersetzen in's Französische.

Mit Hinweisung auf die Regeln nach Machal's Grammaire. Nebst einem alphabetischen Verzeichnisse der gebräuchlichsten Sprichwörter und Redensarten in Deutscher und Französischer Sprache.

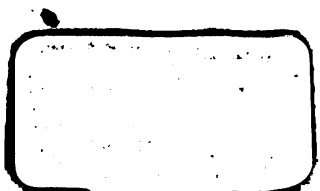
Gr. 8. Wien 1841. 124 Seiten stark. Broschirt. 30 kr. C. M.

Neueste Glückwünsche

in Deutscher und Französischer Sprache,

zum neuen Jahre, zu Geburts- und Nahmensfesten,

in Versen und Prosa; nebst einem Anhange von Anreden vor und nach öffentlichen Schulprüfungen, und Gelegenheits-Aufsätzen verschiedenen Inhalts.

Kl. 16. Wien 1841. 208 Seiten stark, auf feinstem Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt, im Umschlag nett broschirt 48 kr. C. M.

707 1977